Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. Philadelphia, Juni 1847. 6. Heft.

Erste Liebe.

(Schluß.)

Karoline, ganz mit der Erziehung ihres Karls beschäftigt, sah das erste Jahr ihres Wittwenstandes schnell verfließen, und schon fing die Wunde ihres Herzens an zu heilen, als die Familie Arthurs endlich Nachrichten von ihm empfing. Er hatte alle Häfen Europas durchsegelt, und sich dann nach den beiden Indien eingeschifft, wo er, ein für Frankreich nützliches Handelsetablissement begründet hatte. — Er kündigte zu gleicher Zeit an, daß er seine ersten Ersparnisse, die er bereits gemacht, nach Paris senden werde, um einen großen Theil, der, durch die Schuld seines Vaters dem Staate gebrachten Verlust zu ersetzen. Ganz Rennes nahm an diesem glücklichen Ereignisse Antheil, und unter den Personen, die sich beeiferten, der von Valmontschen Familie Glück zu wünschen, war Madame Norvins nicht die letzte. Es schien ihr, als wenn sie einen Bruder wieder gefunden habe. Wirklich kamen bald die Fonds an, die Arthur angezeigt hatte, und denen bald noch andere viel beträchtlichere folgten, die nicht allein das Deficit, daß sich in seines Vaters Kasse vorgefunden hatte, deckten, sondern auch seiner armen Familie eine ehrenvolle Existenz verschafften und somit auch die Vergessenheit aller Leiden, die sie erduldet hatte.

Bald darauf kündigten die öffentlichen Blätter an, daß Arthur von Valmont, nach den Diensten, die er der französischen Marine während seiner langen Reisen geleistet habe und dem edlen Betragen, das er gezeigt, in das königliche Korps als Schiffskapitain getreten sei. Noch war hinzugefugt, daß er zu Paris die Glückwünsche der Obern und die Dekoration der Ehrenlegion empfangen habe.

„So ist er denn zurück," sagte Karoline zu sich selbst mit einer Unruhe, der sie sich nicht erwehren konnte. „Er wird also gewiß nicht zögern, in den Schooß seiner Familie zu eilen . . . Vielleicht wird er meine Gegenwart vermeiden, er wird mir nie meine Verbindung mit Norvins verzeihen . . . Doch er hatte mich frei gegeben; er hatte Alles für das Andenken seines Vaters gethan, mußte ich daher dem Willen des meinigen, der mir das Theuerste war, was ich besaß, nicht auch alles opfern?"

Eines Morgens, als sie so in ihrem bescheidenen Stübchen ganz mit dem Andenken Arthurs beschäftigt war, und über das Benehmen das sie in einem so zarten Falle zeigen werde, nachdachte, und als sie hoffte und fürchtete, diesem Freunde ihrer Kindheit zu begegnen, trat er auf einmal vor sie hin. Selbst zu bewegt, um ein Wort hervorbringen zu können, fiel er vor ihr auf die Knie, ergriff eine ihrer Hände, und drückte sie lebhaft an sein schlagendes Herz und benetzte sie mit heißen Thränen. — „Wie! Sie sind es, Arthur! . . . mein theurer Arthur! . . . Ach, lassen Sie diese Hand, die

die Befehle eines ſterbenden Vaters gezwungen habe, einem andern zu geben.“ „Sie iſt mein, weil ſie frei geworden iſt, rief Arthur mit der Trunkenheit der Liebe. Wir wollen Beide nur das Schickſal anklagen, das uns getrennt hat, das uns aber nicht mehr hindern kann, einander anzugehören.“ Er ſagte dann Karolinen, daß das mas ihn, nach dem Beſtreben, die Schulden ſeines Vaters zu bezahlen, auf ſeinen weiten Reiſen und in den Gefahren erhalten habe, jene bezaubernde Hoffnung geweſen ſei, wieder zurückzukommen, und zu den Füßen ſeiner erſten Freundin eine Liebe niederzulegen, die durch die Abweſenheit nicht geſchwächt, vielmehr reiner und beſtändiger geworden wäre.

Er erzählte ihr nun, daß er von den Inſulanern gefangen worden, wodurch er lange verhindert geweſen, mit ſeiner Familie zu korreſpondiren, er habe die Ketten zu ſprengen gewußt, und zwar mit einer Unerſchrockenheit, die nur dem getrennten Gatten eigen ſei. Endlich durch das Geſchick begünſtigt, nachdem er alle Härten deſſelben gefühlt, habe er ſich Reichthümer erworben, indem er dem Vaterlande Dienſte geleiſtet, und da er jetzt bezeichnet ſei, eine der erſten Stellen in der franzöſiſchen Marine einzunehmen, ſo fehle ihm zu ſeinem Glücke nur noch ſeine geliebte Karoline, die ihm den unausſprechlichen Genuß nicht verweigern könne, ſie zu bereichern, ſie wieder in den Rang einzuſetzen u. ihe eine Exiſtenz zu geben, die ſie in der Welt einnehmen ſollte und in der ſie noch eine der erſten Zierden ſei. . .

„Aber lieber Arthur,“ antwortete ihm Madame Norvins mit einer Unruhe, die ſie nicht zerſtreuen konnte, „ich bin Mutter . . . ich habe einen Sohn von ſieben Jahren, der mir über Alles theuer iſt.“

„Ich weiß es,“ antwortete Arthur mit einer Beſtürzung, die er ſogleich unterdrückte: „man ſagt, dieſes Kind zeige Anlagen, einen ruhigen Sinn, Nachdenken und Geſchmack zum Studium; wir wollen dieſe glücklichen Anlagen unterſtützen, und wenn ihm die Laufbahn der Marine zuſagt, ſo wie auch Ihnen, ſo nehme ich ſein Fortkommen auf mich . . . Wo iſt er denn?“

„Im Lyceum, wo ungeachtet ſeiner Jugend es der Rektor, ein naher Verwandter ſeines ſeligen Vaters, übernommen hat, ihn in ſeinen erſten Studien zu leiten . . . Morgen hat er gerade frei, erlauben Sie mir dann, daß ich Ihnen denſelben vorſtelle. Es iſt unerläßlich, daß er den kennen lernt, der ſein zweiter Vater werden ſoll, und Sie ſollen ſelbſt urtheilen, ob dieſe junge Waiſe Ihrer Liebe würdig iſt, und für Ihre Wohlthat bürgen kann.“

„Morgen, ſagte Arthur, werde ich meinen Notarius mitbringen, der Sie den Ehekontrakt unterzeichnen laſſen ſoll. Sie werden mir erlauben, daß ich nach meinen Willen die Vortheile, die ich Ihnen gewähre, feſtſetze, um Ihnen zu beweiſen, daß ich in der Entfernung und unter dieſem aufgehäuften Golde keine andere Abſicht hatte, als ihre Exiſtenz zu ſichern. Ich habe ein meublirtes Hotel im Kaufe und wünſche ſehnlichſt, Sie in den Beſitz deſſelben zu ſetzen: es wird mir wirklich gar zu lange, ſie aus dieſer Zurückgezogenheit zu ziehen, Sie aus dieſem gezwungenen Zuſtand, für den Sie nicht geboren ſind, zu reißen . . .“ Bei dieſen Worten ging er fort, und drückte noch einen brennenden Kuß auf Karolinens Hand, und ließ ſie in einer Beſtürzung, die ſie noch zweifeln machte, ob alle die Freude die ſie empfinde und das berauſchende Glück das ſie umglänze, nicht ein Traumbild ſei.

Den andern Tag fand die gewünſcht Zuſammenkunft ſtatt. Der junge Norvins wurde gleich frühe zu ſeiner Mutter gebracht, und dieſe wollte ihn von nichts unterrichten, da ſie ſelbſt den Eindruck, den der Anblick dieſes liebenswürdigen Kindes auf Arthur machen würde, zu beurtheilen wünſchte.

Sie ließ ihn ein wenig putzen, indem ſie zu ihm ſagte, daß dieß der glücklichſte Tag ſeines Lebens ſein würde. Karl, der in dieſem Geheimniß nur einen neuen Beweis der mütterlichen Zärtlichkeit, die er gewohnt war, erblickte, that keine weitere Frage und ging gleich in ein anderes Zimmer, wo ihn die Wärterin, die ihn erzogen hatte, feſtlich auskleidete. Bald kam Herr von Valmont in ſeiner Uniform und von dem Notarius begleitet, der der Madame Norvins den Entwurf des Heirathsaktes vorlegte.

Ihr neuer Gatte wieß ihr darin eine Schenkung von 200,000 Franken an, und im Falle ſeines Todes noch die Hälfte ſeines Vermögens, das er nahe zu einer Million angab.

Nach verſchiedenen Kämpfen von Delikateſſe und Großmuth waren die Klauſeln des Akts beendigt und der Notar ging nun, um den Akt ſelbſt auszuarbeiten, der noch denſelbigen Tag von beiden Partheien unterſchrieben werden ſollte, damit die Feier der Vermählung auf kommenden Montag ſtatthaben könnte.

Arthur hatte ein Hotel gekauft, das eines der ſchönſten in Rennes war. Alles war ſchon bereit, ſeine theure Karoline darin zu empfangen und es wurde ihm ein Feſt, ſie mit den Annehmlichkeiten des Reichthums zu umgeben. Sie ſelbſt konnte ſich nicht enthalten, ihrem erſten Freunde, die gänzliche Trunkenheit, die ſie fühlte, auszudrücken, als der junge Norvins plötzlich herein trat, ſich in die Arme ſeiner Mutter warf, und ihr mit dem Ausdruck einer unſchuldigen Freude ſagte: „Hier ſiehſt Du mich zu dieſem glücklichen Tage, der mich erwartet, bereit.“ —

„Gott!“ ſchrie Arthur, indem er ihn anſah, „welche auffallende Aehnlichkeit! ich glaube ihn ſelbſt zu ſehen . . .“

Bei dieſen Worten hielt er inne; ſein ganzer Körper ſchauderte, und ſeine Augen, worin ſich auf einmal Schmerz und Empfindlichkeit ausdrückten, verweilten auf dem Kinde, das, bei dieſer furchtbaren Geſtalt, bei dieſem ſchrecklichen Blicke, ſich an ſeine Mutter anſchloß, und wiederholt ſchrie: „Wer iſt dieſer Mann? . . . ich fürchte mich vor ihm“

Beruhige Dich, mein Kind, antwortete ihm Karoline mit ſehr bewegter Stimme; er will Dir nichts zu Leide thun.

„Biſt Du das verſichert liebe Mutter? Du ſelbſt biſt nicht ganz ruhig: Ach! wie Du erbleichſt?“

„Ja dieſe unvermuthete Wirkung, die Deine Gegenwart hervorgebracht hat, machte in meinem Gemüthe einen ſo lebhaften Eindruck . . .“

Faſſen Sie ſich, theure Karoline! Ich war nicht Herr meiner erſten Gemüthsbewegung . . . Dieſe ſchreckliche Aehnlichkeit hat mir wehe gethan! . . .

„Aber ſage mir doch, Mutter, warum es dieſem Herrn ſo leid thut, mich zu ſehen?“

„Es wird nicht mehr geſchehen, mein kleiner Freund, ich werde deßwegen gewiß alle meine Kräfte aufbieten. Komme, umarme Deinen zweiten Vater.“

„Sie, mein Herr! . . . Mutter, was will er damit ſagen?“

„Die Wahrheit, mein Son, er wird mein Gatte, er wird uns Beide glücklich machen, da er den Reichthum, den er beſitzt, mit uns theilt.“

„Ich will nichts von ſeinem Reichthum, wenn es ihm wehe thut, mich zu ſehen.“

„Entſchuldigen Sie, theurer Arthur, ſagte ihm Karoline kaum athmend, dieſe Scene hat mich in einem Punkte ſehr beunruhigt . . . So verſchiedenartige Gedanken durchkreuzen mich auf einmal! . . . Ich habe nöthig, mich zu ſammeln . . . Erlauben Sie es denn, daß wir die Unterzeichnung des Kontrakts, der uns verbindet, bis auf Morgen verſchieben? Ich glaube, von Ihnen dieſen neuen Beweis von Liebe und Gefälligkeit erwarten zu dürfen.“

Valmont, beinahe eben ſo beunruhigt als Karoline, unterwarf ſich gern ihrem Verlangen. Er ging fort, und warf unſtäte Blicke auf ſie, lief zu ſeinem Notar, um dem Heirathskontrakte noch eine Klauſel einzuverleiben, um dieſer zärtlichen Mutter einen Beweis der innigen Theilnahme, die er für ihren Sohn hegte, zu geben.

Den folgenden Morgen kam er wieder, mit dem treuen Dollmetſcher ſeiner Willensmeinung begleitet. Karoline wollte allein vor ihm erſcheinen: ſie fürchtete die offenherzigen Aeußerungen ihres Karls; ſie wünſchte die Kämpfe zu vermeiden, die er in ihr errege. Ihre Züge ſchienen bewegt, ihre Augen wagten es nicht, denen von Arthur zu begegnen. Doch hörte ſie die Leſung des ausgefertigten Aktes, und ihre ſchöne Seele empfing einen lebhaften Eindruck, als der Notarius eine neue Klauſel des Kontrakts vorlas, der, um die Bande der Ehe noch feſter zu knüpfen, dem jungen Karl Norvins eine Summe von 100,000 Franken zu-

ſicherte, die bis zu ſeiner Volljährigkeit angelegt bleiben, und wovon die Intereſſen zu den Koſten ſeiner Erziehung benutzt werden ſollten.

„Ich habe etwas gut zu machen," ſagte Arthur mit unfreiwilliger Gemüthsbewegung, „und ich will Sie, theure Karoline, wegen der vorgefaßten Meinung, die meine brüske Offenherzigkeit hätte erzeugen können, beruhigen."

„O! wie ſehr gerührt bin ich über den neuen Beweis Ihrer Liebe, Ihrer Großmuth, entgegnete Karoline! Welchen Balſam ſtreuet ſie in meine Wunde! welche Ruhe verbreitet ſie in mein Gemüth! Edler Freund, ich geſtehe Ihnen die Furcht, die der Anblick meines Kindes und ſeine große Aehnlichkeit mit ſeinem Vater in Ihnen hervorgebracht hat, hatte mich in eine Ungewißheit geſtürzt, die dem Herzen einer Mutter ſehr natürlich iſt, und ich zitterte, mich dem Hang der mich hinriß, zu überlaſſen... Aber der, der meinen Waiſen ſo beſchenkt, will nur ſein Glück, und wird gerne ſein zweiter Vater... Komme, mein Karl, mein geliebtes Kind, fügte ſie mit Trunkenheit hinzu, indem ſie die Thüre einer andern Stube aufmachte, Du wirſt keine Furcht mehr gegen den haben, der Dich mit ſeinen Wohlthaten überhäuft; Dein naives und reines Herz wird nur Zärtlichkeit und Erkenntlichkeit gegen ihn fühlen..."

Bei dieſen Worten ſtellte ſie ihren Sohn von neuem ihrem künftigen Gatten vor, der, als er ihn erblickte, eine konvulſiviſche Bewegung, als ein Zeichen eines innern Leidens, nicht unterdrücken konnte. Nur mit einer gezwungenen Anſtrengung ſchloß er dieſen herrlichen Knaben in ſeine Arme, und der erſte Kuß, den er dafür empfing, drückte ihm auf ſeine Stirne eine ſchmerzhafte Spur, die keineswegs der aufmerkſamen Karoline entging. Sie zerſtreute nochmals den tiefen Kummer, den ſie darüber empfand, und bat Arthur, ihr eine neue Friſt zu geſtatten, um ſich zu bedenken.

„Den Heirathsakt, den Sie mir zu unterzeichnen vorlegten," ſagte ſie mit Würde, „ſichert mir Vortheile zu, die meinem Andenken immer theuer ſein werden; ... allein ſie legen mir eine Erkenntlichkeit auf, worüber das Zartgefühl ſich mit Recht entſetzen muß... Erlauben Sie mir daher, daß ich nochmals mit mir zu Rathe gehe; erlauben Sie, daß ich zu Ihrem und meinem Wohl die Unterzeichnung des Kontraktes, der uns auf ewig verbinden ſoll, aufſchiebe!"...

Arthur, der leicht errathen könnte, daß man ihn auf neue Proben ſtellen wolle, glaubte die mütterliche Vorſicht achten zu müſſen, und zog ſich, für Karolinen noch mehr als je eingenommen, zurück, und nahm ſich vor, ſich in dem Punkte zu überwinden, nicht mehr die geringſte Gemüthsbewegung in Gegenwart des kleinen Karls zu empfinden.

Karoline war von ihrer Seite in der grauſamſten Ungewißheit, die eine Mutter, eine Geliebte haben kann, verſetzt. Ihre Heirath mit Arthur war der Wunſch ihres Herzens, die Wirklichkeit des Traums ihres Glücks und ihre liebſten Täuſchungen. Sie fand in ihm den Rang, den Reichthum, die erprobte Beſtändigkeit und den unvergänglichen Reitz einer erſten Liebe; aber alle dieſe Vortheile verſchwanden vor der Furcht, die ſie hegte, ihr Kind in das Unglück zu bringen, indem ſie ſeine Exiſtenz demjenigen anvertraute, der ihn bei dem erſten Blick nicht leiden konnte. So lange ſie ſich zwiſchen beiden gleich geliebten Weſen befand, war ſie verſichert, daß der Schwächſte von dem Stärkern nichts zu erdulden haben würde; wenn aber der Tod ſie dem jungen Waiſen rauben werde, welches würde dann ſein Schickſal ſein? In welche ſchreckliche Abhängigkeit würde er ſich dann verſetzt ſehen! Arthur ſelbſt, dieſer ſo freimüthige, ſo großmüthige Arthur, würde er ſich, ohne daß er es wollte, von dieſem jungen Norvins, der täglich ſeinem Vater ähnlicher wird, nicht losſagen?...

Dies waren Karolinens Reflexionen, die auch, ſo oft Arthur bei ihr war, nicht unterließ, ihn zu ſtudiren. So lange ſich Karl nicht ſehen ließ, war er dieſer muntere, dieſer liebenswürdige Arthur, über den ſie glücklich und ſtolz war, ſeine Wahl zu beſtimmen und ſeine Gedanken zu beſchäftigen; aber ſobald Karl erſchien, ſo bemächtigte ſich ſeiner, wie durch Zauber, eine befremdende Veränderung. Seine ungezwungene Munterkeit wich der Steifheit, dem Zwange; ein bitteres Lächeln ſchien ihm den Mund zu ſchließen, ſeine unſtäten

Blicke ſuchten den Gegenſtand zu fliehen, bei ſeinem Annähern änderte er die Farbe und ein unmerkliches Berühren verurſachte ihm ein unwiderſtehliches Zittern.

Karoline, welcher nichts entging, zweifelte mehr als je daran, dieſen unglücklichen Abſcheu Arthurs gegen ihr Kind zu bezwingen und konnte ſich nicht enthalten, ihm deßhalb ihren Kummer zu bezeigen.

„Ich bin zu offenherzig," ſagte er zu ihr, „als daß ich Ihnen verhehlen ſollte, daß die Aehnlichkeit Ihres Sohnes mit ſeinem Vater auf meine Sinne einen ſolchen Eindruck gemacht hat, deſſen Spur unauslöſchlich iſt; meine Liebe gegen Sie iſt ſo groß, daß alles, was mich daran erinnern kann, daß Sie einem Andern angehört haben, mir einen großen Schmerz verurſacht. Ich mache Ihnen darüber keinen Vorwurf, meine Karoline, und klage nur, ſo wie Sie, das Schickſal an; aber endlich werden Sie nicht verlangen, daß ihr Freund, ihr Gatte, ſich unaufhörlich in ſeinem Glücke geſtört ſieht, auf den Zügen eines Kindes, deſſen Ehre ihm das Schickſal anvertraut, das grauſamſte Andenken zu leſen. Sein Schickſal iſt geſichert: erzogen unter der Aufſicht eines würdigen Verwandten, der ihn in ſeinen erſten Studien leitet, und von Ihrer Fürſorge und Ihren Liebkoſungen überhäuft, die Sie ihm im Lyceum frei darbringen können, wäre es nicht nöthig, daß er in unſerm Hauſe erſchiene."

„Alſo, erwiederte Madame Norvins lebhaft, ſoll der Sohn eines reichen Mannes, der ſeit ſechs Jahren mit meinem Glücke beſchäftigt war, kein väterliches Obdach mehr haben! So ſollen dieſe Hände, die ihn in ſeiner Kindheit gepflegt, und in die ihn ſein ſterbender Vater übergab, ihn nicht mehr ohne Zwang umſchließen dürfen!... Nein, nein, Herr von Valmont, ich würde zu viel zu leiden haben... und da die Züge meines Kindes, die mir ſo theuer ſind, Ihnen ein ſchmerzhaftes Andenken verurſachen, und weil durch ein widriges Schickſal, das was mein Glück war, Ihnen ein Verbrechen iſt, ſo muß ich auf die Verbindung, die wir eben abſchließen wollen, verzichten."

„Was ſagen Sie, Karoline... Sie haben den Muth einen ſolchen Entſchluß zu faſſen!"

„Ach mein größter Muth iſt der, der Ehre zu widerſtreben, Sie meinen Gatten zu nennen, Sie dieſer Glückſeligkeit zu berauben, mit welcher ich mir verſprach, Ihr Leben zu verſchönern und ſo viel Liebe, Beſtändigkeit und Widerwärtigkeiten zu vergelten... Arthur, dieß iſt das Letztemal, daß ich Ihnen dieſen ſüßen Namen gebe; theurer Arthur, liebenswürdiger Gefährte meiner Kindheit! zu welchem ſchrecklichen Nichts wollen Sie mich verdammen!" —

„Ich auf Sie Verzicht leiſten!... Karoline gehört mir, mit allem was die Liebe Großes, was die Liebe Geheiligtes hat!"

„Ach mein armes Kind gehört mir noch näher an!"

„Gut! ich verzichte darauf, den Anblick ſeiner Gegenwart zu ertragen: ich will ihn erdulden, ohne mich zu beklagen; Karl ſoll Sie nicht verlaſſen."

„Nein, nein, Sie haben kein Recht mehr, ſein zweiter Vater zu ſein; Sie haben den Bann gegen ihn ausgeſprochen."

„Karoline, denken Sie an Ihre erſten Schwüre!"

„Meine letzten waren die einer Mutter."

„Und Sie wollen Ihr Kind aller Wohlthaten berauben, die ich ihm erweiſen will?"

„Auf Koſten Ihrer Ruhe würde dieß eine beſchwerliche Wohlthat ſein."

„Ihre Zärtlichkeit für ihn verirrt Sie."

„Sagen Sie lieber, daß ſie mich aufkläre."

„Wenn Ihnen Karl theuer iſt, hat dann Arthur nicht mehr Recht auf Ihr Herz?"

„Ach, wenn dieß ſo wäre, würde ich dann einen ſo grauſamen Kampf beſtehen?"

„Was, Sie lieben mich noch immer, und könnten ſo grauſam ſein, mir das einzige Gut zu rauben, das mich noch an das Leben bindet? Bringen Sie den nicht in Verzweiflung, der für Sie ſein Vaterland verließ, ſo viele Hinderniſſe überſtieg, ſo vielen Gefahren Trotz bot, ſo viel für Sie erduldete; entziehen Sie ihm nicht dieſe Hand, die er ohne Ihren Willen drückt, die mir angehört, die ich vielleicht ver-

diene ... Karoline, Sie können Ihre Thränen nicht zurückhalten, ... Sie können der bittenden Stimme Ihres erſten Freundes nicht widerſtehen ..."

In dieſem Augenblicke erſchien der junge Norvins, der ſich in die Arme ſeiner Mutter warf, die ausrief: „Komm, geliebtes Kind, komm, helfe mir Deine Rechte vertheidigen!" Sie drückte ihn an ihr Herz, gewann ihre Kraft und Würde wieder und fügte mit einem ruhigen und reſignirenden Tone hinzu: „Jetzt Herr von Valmont richten Sie ihre Schläge auf dieſes mutterliche Herz, es hat ſeinen Schirm wieder gefunden. Verſuchen Sie es nicht, meinen Entſchluß wankend zu machen, er iſt unwiderruflich."

Wirklich konnten weder die Bitten Arthurs, noch das dringende Anhalten ſeiner Verwandten, ſie beſtimmen, eine Verbindung zu knüpfen, die, ohngeachtet der Reize, die ſie ihr verſprach, ihren Sohn von ihr trennen ſollte; ſie weigerte ſich daher ſtandhaft, ſie verdammte ſich zum ewigen Wittwenſtande und zog, ohne Bedauern, die Dürftigkeit dem Reichthume, die Zurückgezogenheit dem Glanze vor. Sie that noch mehr: die Liebe, mit welcher ſie immer gegen Arthur eingenommen war, die unüberwindliche Leidenſchaft, die ſie ihm eingeflößt hatte, erlaubten ihr nicht mehr, ihm den Zutritt zu ihr zu geſtatten; ſie forderte dieß von ihm und erhielt von ſeiner Großmuth dieſes letzte Opfer ihrer Ehre, das einzige Erbtheil, das ſie ihrem Sohne zurücklaſſen konnte.

Dieſer vergaß nie, was ihm ſeine Mutter geopfert hatte, und war nur bemüht, ſie dafür durch ſeine ſchnellen Fortſchritte zu entſchädigen. Dadurch erhielt er in der Folge eine Anſtellung, wodurch Madame Norvins aus der Dürftigkeit, zu der ſie ſich verdammt hatte, gezogen wurde.

Karl widmete ſich der Laufbahn, in welcher ſich ſein Großvater und Vater eine ſo hohe Achtung erworben hatten; er wurde zum Kriegs-Kommiſſär ernannt, machte eine vortreffliche Heirath, überhäufte ſeine Mutter mit Allem, was die Erkenntlichkeit der kindlichen Liebe einflößen kann und ſtellte ſie als ein Muſter für junge Witwen auf, die ſich beſtimmen würden, neue Verbindungen einzugehen; dieſen ſagte er immer: „Wenn Sie nicht die „Stärke und den Muth haben, ihr nachzuahmen, ſo denken Sie zum wenigſten, daß, in„dem Sie ſich einen zweiten Gatten nehmen, „Sie in dieſem Ihren Kindern einen andern „Vater zu geben ſchuldig ſind."

Der Alpner.

Auf der rechten Seite des Bartholomäusſees, unfern der Eiskapelle, zieht ſich ein Weg tief in das Gebirg hinein. Auf der einen Seite ſteigen die Felſen, behauenen Wänden gleich, nackt und ſchroff zum Himmel empor; auf der andern lagern ſich abgeriſſene Wacken wie Stufen für ein Titanenvolk über einander, zwiſchen denen magres Nadelholz wurzelt.

Auch über dieſen ſtarren kahle Spitzen in das Gewölk, die Wohnung der Adler und Lämmer-Geier, die oft mit ihrem Raube in den Klauen über den See ſchweben, und kreiſchend den harrenden Jungen im Neſt ihre erſehnte Ankunft verkündigen. Ein ſchmaler Fußſteig führt an der Waldſeite dieſer Schlucht immer tiefer in den Schooß des Gebirgs, über den hier und da dünne Waſſerfäden im Bogen ſpringen, und den Wanderer mit zartem Waſſerſtaube netzen, bis er zu einer Stelle gelangt, wo ſich ungeheure Marmorwürfel über ſeinem Haupte wölben, und ein Thor bilden, in welchem ſich Felſen an Felſen wie die Wände einer Bühne reihen. Von allen Seiten hängt hier üppiges Geniſt herab; Ranken von Epheu, auf und ab wie Kränze ſich ſchlingend, flattern umher und umziehen das hohe Gewölbe, das an einigen Stellen den Weg finſter überbaut, an andern wieder ſich in breiten Spalten dem gaukelnden,

zitternden Himmelslichte öffnet; ein wunderbarer Tempel der Natur, in welchem die tiefe Stille nur durch einzelne Tropfen gestört wird, die in langen Pausen von der Höhe herab fallen, oder durch das Aufflattern eines Schneehuhns von seinem Neste in dem Felsenspalt. Am Ende des unermeßlichen Doms senkt sich der Fußsteig wieder herab einer steilen Felsenwand zu, die den Ausgang zu schließen scheint. Das Gewölbe öffnet sich über dem Haupte des Wanderers, und indem er heraustritt und sich von der Felsenwand nach der Linken wendet, wird er durch den Anblick eines offenen Thals überrascht. Ein grüner Teppich bunter Wiesen, wie in einen weiten Schooß des Gebirgs eingesenkt, breitet sich vor ihm aus, von zitternden, hüpfenden Silberfäden eines Baches gestickt, der sich nach allen Seiten zieht, und nachdem er die duftende Menthe und die bunten Wasserlilien an seinem Rande getränkt hat, sich zur Rechten über eine Reihe schwarzer Marmorstufen breitet, und unter üppigem Dornengebüsch schäumend und brausend verliert.

Am Rande der weiten Wiese schwillt der Bogen zur Linken und Rechten zu sanften Hügeln auf, die sich von Büschen gekrönt übereinander bauen und an die Felsen lehnen, die nackt und bunt hinter ihnen aufsteigen; und zwischen diesen Hügeln schlingen sich neue Thäler hin, einer Reihe von Gemächern gleich, die von den mächtigen Bollwerken der Natur geschützt, ein anmuthiges Bild der Sicherheit, des Friedens und der Ruhe geben.

In der Tiefe einer dieser Seitenthäler lachte mich ein rothes Dach aus einem grünen Strauße von Kastanien und Nußbäumen an, die es mit einem zweiten Dache ihrer Zweige überbaut hatten. Lange offene Gänge liefen an dem Hause weg, auf denen große Büschel von Kräutern an Fäden trockneten; eine Tenne öffnete sich in der Mitte und zu beiden Seiten luden helle Fensterscheiben das Tageslicht freundlich ein. Vor dem Hause lag ein reinlicher Hof, von buntem Staketenwerk eingefaßt. Ermüdet, wie ich war und der Erquickung bedürftig, näherte ich mich dem kleinen Feenschloß, vor dem einige rothbäckige, schwarzäugige Kinder sich mit zwei jungen Geisen neckten und stießen. Vor der Thür des Hauses, unter einer Laube von Geisblatt, saß ein schlankes, blühendes Weib am Rocken, mit einem kleinen, schlummernden Kinde neben sich in einem Korbe, den sie von Zeit zu Zeit mit dem Fuße bewegte. Ich näherte mich ihr, und fragte an, ob ich hier ausruhen dürfte. Ei, warum denn nicht? antwortete sie mit dem gutmüthigsten Tone, machte mir dann neben sich Platz, und nachdem sie die Wiege ihres Säuglings noch ein Mal angestoßen hatte, ging sie, mir Brod und Milch vorzusetzen. Langt in Gottes Namen zu, sagte sie, und laßt es Euch schmecken. Ich habe jetzt im Hause zu schaffen; aber mein Mann wird gleich kommen und Euch Gesellschaft leisten. Mit diesen Worten nahm sie die Wiege unter den Arm und verschwand in das Haus, aus Scheu, wie ich glaube, mit einem fremden Manne allein zu sein. Die Kinder spielten unbekümmert fort, bis die jungen Geißen, durch den Geruch des Brodes gelockt, sich mir näherten und an meiner Mahlzeit Antheil nahmen. Da kamen dann die Kinder auch hinterdrein, und sahen mich mit ihren großen, heitern Augen an, und antworteten auf jede meiner Fragen so unbefangen, als ob sie mich schon lang: her kennten.

Ich hatte eben meine wohlschmeckende Mahlzeit geendigt, als ein großer stattlicher Mann in den Hof trat, mit kurzer Jacke und grünem Hute, nach der Weise des Landes. Seine Farbe war braun, wie die eines kerngesunden Mannes, sein Haar schwarz und kraus. Eine Büchse hing ihm unter den breiten Schultern, und auf beiden Seiten war Geflügel und kleines Wild an eine Schnur gebunden, das er auf der Jagd erlegt hatte. Ein Knabe von etwa zwölf Jahren folgte ihm, ebenfalls mit einem Gewehr und einiger Beute beladen. Sobald er in den Hofraum trat, verließen die Kinder ihr Spiel, liefen auf ihn zu und hingen sich an ihn; er aber nahm eins nach dem andern in die Höh', herzte es, und nachdem er einige Fragen gethan, setzte er es wieder auf den Boden ab. Dann begrüßte er mich mit einem einfachen „Willkommen" und „Woher des Landes?" aber so freundlich und wohlmeinend, wie man nur einem Bekannten thun könnte.

Nun ging er in das Haus, mit den Kindern an beiden Händen, und kehrte nach kurzer Frist, seiner Bürde entladen, zu mir zurück.

Nach wenigen Hin- und Herreden lud er mich ein, ihm zu folgen, und da es nun doch zu spät sei, nach Berchtsgaden zurückzukehren, die Nacht mit seinem Obdach und seiner Bewirthung vorlieb zu nehmen.

Wenn mich auch der sinkende Abend nicht bewogen hätte, diese Einladung anzunehmen, so hätte es das gefällige Wesen des Mannes gethan. Es hat mich nicht gereut. Ich brachte einen frohen Abend und einen Theil des folgenden Tages bei diesen heitern und verständigen Menschen zu, die in ihrem stillen und herzlichen Verkehr unter einander das Bild eines patriarchischen Hauswesens gaben; und als ich mich von ihnen trennte, hatte mein Wirth die Gefälligkeit, mich auf einen andern Weg zu geleiten, der minder beschwerlich, einen angenehmen Wechsel von Bergen, Thälern und Wasserfällen bot.

Seine Gespräche verkürzten mir die Zeit.— Von einem unbesieglichen Verlangen, die Welt zu sehen—einem Verlangen, das, wie er sagte, in seiner Familie einheimisch war—war er kaum aus den Kinderjahren, als er mit einem kleinen Kram Berechtesgadner Waaren auf dem Rücken in die Fremde zog. Er durchwanderte Städte und Länder, beachtete die Sitten der Menschen und ihre Lebensart, weniger aufmerksam auf Gewinn, als auf Erfahrung und Kenntnisse.

Da er aber mit offenen Augen reiste, und mäßig und nüchtern war, so konnt' er auch auf seinen Vortheil merken; und sein Handel ging im ersten Jahre so gut von Statten, daß er seinen Kram auf ein Maulthier, und etwas weiter hin auf einen Karren laden konnte. So kam er an das Ufer des Meeres; und da er eines Abends nach vollbrachtem Geschäfte, die Sonne in den Wellen untertauchen sah, und der lange goldne Streif über die unermeßliche Ebene bis zu seinen Füßen hinschoß, und die kleinen leisen Wellen so flüsternd den Sand bespülten, und immer wieder zurückglitten und wieder kamen, da war es ihm, als ob ihn etwas von Jenseits riefe, und er konnte der Sehnsucht nicht widerstehen, zu sehen, wie es dort drüben in der Ferne wäre. So fuhr er denn, mit der Sonne über das Meer, hatte mit vielen Menschen Verkehr, und erfuhr immer von neuem, wie er sagte, daß Ehrlichkeit weiter hilft als Glück.

Mehr als Einmal fuhr er in seiner Erzählung fort, war ich versucht, mich in fernen Gegenden unter sehr vortheilhaften Verhältnissen niederzulassen; aber so lockend auch oft die Aussichten waren, und so geneigt ich auch den Anerbietungen sein mochte, die mir gemacht wurden, so traten mir doch immer die Berge meiner Heimath vor die Seele, und der Hof, wo ich als Knabe gespielt, der Bach, in welchem ich gefischt, und der stille Herd, wo ich so oft bei der Lampe auf die Geschichte meines Vaters und Großvaters gehorcht hatte, die eben so wie ich in der Fremde umher gezogen, und doch zuletzt wieder in den Hafen der einsamen Heimath zurückgekehrt waren. Und so groß meine Begierde war, immer etwas neues zu sehen, so lag doch immer unser einsames Thal als das Ziel aller meiner Wanderungen im Hintergrund, und an jede Freude, die ich über die Herrlichkeit prächtiger Städte und schöner Länder hatte, hing sich immer das Bild der Heimath an, und meine Liebe zu ihr. Darum hab' ich auch nie meine Landtracht abgelegt, noch mich sonst der väterlichen Sitten begeben; und wenn sie gleich dem Menschen zuerst sonderbar vorkommen, so hab' ich doch oft wahrnehmen können, daß sie mich eben wegen meiner Treue gegen die Heimath lieber hatten. Denn es gibt wenige Menschen, die, was das Vaterland betrifft, nicht im Herzen so gesinnt wären, wie wir, wenn sie es sich auch nicht immer so merken lassen. So war ich nun bis in das sechste Jahr umher gezogen, hatte Glück und Unglück gehabt—doch des Glückes immer mehr—als ich nach London kam, eben als die dem Prinzen von England verschriebene Braut anlangte. Ich verkaufte wenig von meinen Waaren, sah aber viel und hörte noch mehr, so daß mir am Abend der Kopf immer um und um ging von allem dem unbändigen Getös und dem wilden Jubel, der mir, wenn ich die Braut

gewesen wäre, sicher mehr Angst als Freude gemacht hätte.

Wie ich aber von der Trauung in meine Herberge zurück kam — denn ich hatte keine Ruhe, wenn ich nicht Alles sah— da zog mir die ganze Nacht die Braut mit ihrem funkelnden Juwelenschmuck und alle die Prinzen und großen Herren mit den breiten Bändern und blitzenden Sternen ohn' Unterlaß durch den Kopf, und ich mußte an die Hochzeiten denken, wie sie bei uns gehalten werden und sagte zu mir: auf meiner Hochzeit geht es schon so prächtig nicht her, ob es schon auch nicht an Bändern und Flinkern fehlen soll, aber weit schöner und lustiger. Und über den Gedanken kennt' ich die ganze Nacht nicht schlafen, so groß wurde mein Verlangen, wieder zu Hause zu sein, eine Frau zu nehmen, der Jagd obzuliegen und der Heerde zu warten. Ich blieb noch einige Tage in London; aber die ungeheure Stadt kam mir unbeschreiblich langweilig vor, denn ich hatte nichts im Sinn, als die Braut, die ich mir aussachen, und die Berge, die ich künftig wieder mit meiner Büchse durchwandern würde. So bald ich also eine Gelegenheit fand, schiffte ich mich ein und eilte, ohne mich aufzuhalten, durch die Niederlande der geliebten Heimath zu. Ich will Niemanden sagen, wie mir zu Muthe war, als ich bei München vom Gesteig herab unsere Alpen zum ersten Male wieder sah und das ganze lange schroffe Gebirg mit seinen Zacken und Hörnern, wie eine blaue Krone der Erde, vor mir am Horizonte aufstieg. Ich mußte niederknieen und die Arme nach dem Lande ausstrecken, das mich ausgesendet hatte und nun wieder zu sich einlud; nicht anders, als ob hinter mir alles versunken und nur dieser einzige Ausschnitt der Erde übrig geblieben wäre; und die Sonne war am andern Morgen noch nicht aufgegangen, als ich, selber auf dem Wege nach Wasserburg war. Nach einigen Tagen, in denen ich mir kein Ausruhen gönnte, kam ich glücklich in die Heimath zurück; nicht viel reicher, als ich ausgegangen war, aber etwas klüger und von meiner unendlichen Wander- und Schaulust geheilt. Ich fand Vater und Mutter noch am Leben; auch den hochbejahrten Großvater, dem ich aber wenige Wochen nach meiner Rückkehr die müden Augen zudrückte. Meine Heirathsgedanken hatten mich nicht verlassen; vielmehr wurden sie in dem väterlichem Hause durch die lebhafte Erinnerung an die Kinderjahre, und den Anblick der elterlichen Liebe lebendig aufgefrischt.

Noch als Knabe und nicht lange vor dem Antritte meiner Wanderung hatte ich einst im Pusterthale, als ich sehr durstig an das Wirthshaus kam, von der Tochter des Wirthes ein Glas Wein bekommen. Ich war damals etwa 15 Jahre alt, das Mädchen kaum eilf; aber sie war schlank und über ihre Jahre groß, und es kam mir vor, als hätt' ich nie ein anmuthigeres Gesicht, schönere Augen und einen feinern Wuchs gesehen. Ich sprach damals nichts weiter mit dem Kinde, sondern ging, nachdem ich meinen Wein getrunken und bezahlt hatte, meinen Weg.

Kurz darauf trat ich meine Wanderung an. Da waren nun Jahre hingegangen, ohne daß ich wieder an das liebliche Kind gedacht hatte; aber als mir in London die Heirathsgedanken aufstiegen, war ich auch mit Einem Male wieder im Pusterthale vor dem Wirtshause und Nanny reichte mir wieder das Glas, und es war mir, als ob ich auf allen meinen Reisen nichts Schöneres gesehn und auf der Welt Niemand anders lieben könnte. Von diesem Augenblicke an und auf meiner ganzen Rückreise hatte ich nichts in Gedanken, als meine Tyroler Braut; und es kam mir nicht in den Sinn, daß sie in der langen Zeit einen Andern geheirathet haben, oder wohl gar gestorben sein könnte. Ich war meiner Sache gewiß und die Zweifel überliefen mich erst, als ich wieder zu Hause saß und mir meine künftige Wirthschaft recht ausmalen wollte. Sobald also der Großvater zur Ruhe gebracht war, hatte ich selbst keine Ruhe mehr, sondern trat an einem hellen Morgen meine Wanderung nach dem Pusterthale an. Ich ging und ging fast ohne zu rasten; aber so wie ich mich meinem Ziele näherte, wurden mir die Füße schwerer, und als ich gar gegen Abend von fern die Nußbäume erblickte, die das Wirthshaus beschatteten, und den Rauch über dem Dache aufsteigen sah, da klopfte mir das Herz so gewaltig, daß ich keinen Schritt weiter

thun konnte, ſondern auch auf einen Stein ſetzen mußte. Das Haus, das von der Sonne beſchienen wurde, behielt ich mit ſeinen ſchimmernden Fenſtern und ſeinen röthlichen Rauchſäulen immer im Geſicht, und es ging in meinem Kopf und Herzen ſo wunderbar durcheinander, daß ich es Niemanden zu beſchreiben wüßte. Es half nichts daß ich mich wegen meiner Feigheit ſchalt und mir Muth zu machen ſuchte, denn da die Sonne plötzlich hinter den Berg trat, und ein tiefer Schatten das Haus überdeckte, war es mir mit einem Male, als ob alle meine Hoffnungen vereitelt wären, und ich gerieth in eine ſolche Verwirrung, daß ich meinen Kopf auf beide Hände ſtützen und bitterlich weinen mußte. Indem ich nun ſo da ſaß in meiner Armſeligkeit, und nicht wußte, ob ich vorwärts oder zurück gehen ſollte, hörte ich hinter mir das Klimpern einer Guitarre und ein mir wohlbekanntes italieniſches Liebeslied-chen, und in Kurzem waren die Sänger ſelbſt hinter mir und grüßten mich.

Da ſchämte ich mich denn vor den fremden Männern meiner Schwachheit, nahm mich zuſammen, ſo gut ich konnte und fragte: „Wohin des Wegs, ihr muntern Herren?“

„Nicht weit hin,“ antwortete der Guitarrespieler, und zeigte mit der Guitarre nach dem Wirthshauſe.

„Da können wir ja Geſellſchaft machen,“ ſagte ich froh und bang zugleich, denn ich hoffte etwas von dem zu hören, was mir am Herzen lag.

Die Sänger hatten jetzt ihre Muſik eingeſtellt und ich frug von weiten her, wie es denn im Hauſe beſtellt ſei, ob die Leute freundlich und ihre Wirthſchaft gut ſei?

„Das Haus,“ ſagte der Jüngere meiner Begleiter, ein ſchwarzäugiger muntrer Geſell, „iſt leicht das beſte im ganzen Tyrolerland und die Wirthſchaft reinlich und nett, obgleich der Wirth ſeit ein Paar Jahren ſchon geſtorben iſt. Aber die Wittwe mit ihrer Tochter hält die ganze Wirthſchaft zuſammen.“

Das Herz ſchlug mir, die Hoffnung regte ſich wieder.

Der Sänger fuhr fort: „Aber die Alte — das iſt ein Satan! Seit ich hier im Lande herum ziehe und Proſpekte male, komme ich wenigſtens alle vierzehn Tage ein Mal hierher, und jedesmal denk' ich, daß es mir nun mit dem Mädel glücken ſoll. Aber das hat gute Wege. Kaum daß man ſie zu ſehen bekommt, und will man eben anfangen, ein vernünftiges oder unvernünftiges Wort mit ihr zu ſprechen, gleich iſt die Alte mit ihren Falkenaugen bei der Hand und ſchickt ſie auf den Boden und in den Keller.

Hat ſie denn eine hübſche Tochter? fragte ich ganz ſchüchtern.

Ei, ſo fragt, antwortete der Maler. Wo kommt ihr denn her in aller Welt, daß ihr noch nichts von dem Nannerl im Puſterthale gehört habt, die mir, und noch vernünftigeren Leuten als mir, den Kopf verrückt?

Ich bin lange Zeit vom Hauſe in der Fremde geweſen, antwortete ich und weiß von nichts. Sagt mir doch etwas von dem Wunder, wenn es Euch beliebt.

Ihr werdet's gleich ſehen, ſagte der Aeltere meiner Begleiter. Zwar bin ich nicht in das Mädchen vernarrt, wie dieſer arme Burſche hier; aber wenn ich nicht mein Theil hätte, ich glaube es ginge mir auch, wie ihm. Ihr mögt noch ſo viel in der Welt herum geweſen ſein, aber dergleichen Schönheit habt Ihr ſchwerlich ſchon geſehen. Und nun ſchilderte mir der Geſell das ſiebenzehnjährige Kind, wie ſchön und anmuthig es ſei, und wie ſittſam und verſtändig zugleich.

Das iſt ſie, dacht' ich, nur größer, ſchöner, blühender — und meine Gedanken trieben mich jetzt ſo raſch vorwärts, daß mein Begleiter ſagte: „Seht doch, kaum habt Ihr von dem ſchönen Kinde gehört, ſo kommt Euch auch ſchon die Ungeduld in die Füße. Aber zum Laufen hilft nicht ſchnell ſein. Noch hat von Allen, die ihr zu Gefallen gehen, reiten und fahren, kein Einziger ſich eines Vortheils vor dem Andern zu rühmen gehabt.

Dieſer letzte Zuſatz ergänzte, was mir noch zu der Erzählung meines Begleiters gefehlt hatte. Ich war wieder voll froher Hoffnung, und da der Maler jetzt in der Nähe des Hauſes ſeine Guitarre wieder in den Arm nahm, und ein neues Lied anſtimmte, fiel ich wohlgemuth ein,

und sang vorzüglich den rückkehrenden Vers, der einer langen Treue Belohnung verhieß, als eine Weissagung guten Erfolgs, mit ganz vorzüglicher Erbauung und lauter Stimme mit.

Das Lied war zu Ende, als wir eben bei dem Hause ankamen, und da stand auch schon die Wirthin in der Thür — eine stattliche Frau, die vormals schön mußte gewesen sein. Sie grüßte die Sänger als alte Bekannte, und kaum waren die ersten Reden gewechselt, so war ein Gespräch im Gang, in welchem sich die Neckereien und Einfälle wie Schneeflocken jagten. Der Nanny wurde auch gedacht.

Ihr sperrt sie uns doch nicht wieder ein? sagte der Eine. Wenn sie schon ein Juwel, so sind wir doch keine Diebe. Ihr könnt sie immer heraus kommen lassen.

Wenn Ihr auch eben keine Diebe seid, antwortete die Wirthin, so seht Ihr doch aus Euren schwarzen Augen nicht gar zu ehrlich aus; und ich habe immer gehört, daß Gelegenheit Diebe macht. Die Nanny ist gut da, wo sie ist, und Euch wird der Wein auch ohne sie gut schmecken.

Die Sänger schüttelten Kopf, und nachdem sie sich im Hause vergebens umgesehen hatten, beliebte es ihnen, da der Abend warm und heiter war, vor dem Hause unter den Nußbäumen Tafel zu halten. Die Guitarre wurde auch wieder gestimmt, und manches beziehungsreiche Lied gesungen. Ich konnte jetzt nicht mitsingen. Die Unruhe war wieder zu groß in mir, und das lästige Geschwätz meiner Begleiter hatte mich wieder ganz traurig gemacht.

Der Gesang war im besten Gange, als ihn ein ernstliches Rufen nach Hülfe von oben her aus dem Hause unterbrach, und in demselben Augenblicke schlug eine Flamme aus dem Schornstein empor. Ich saß der Thür zunächst — und da ich keinen Augenblick zweifelte, daß die um Hulfe Rufende Nanny sei, stürzte ich in das Haus, fest entschlossen, sie, wenn es sein müßte, auch aus einem glühenden Feuerofen zu retten. Die Flamme fuhr aus der offenen Thür der Rauchkammer oberhalb der Stiegen, und drohte die Treppe zu ergreifen, an welcher, der brennbaren Kammer gegenüber, auf der Schwelle der Schlafkammer, ein Mädchen stand mit aufgehobenen Händen, von Schrecken wie erstarrt, und von der Flamme, die ihr entgegen schoß, wie ein Muttergottesbild von einer Glorie umringt.

Ich war mit zwei Sprüngen hinauf, faßte sie um den Leib und riß sie durch das Feuer, das mir Haare und Jacke versengte, setzte sie vor dem Hause ab und kehrte dann zurück, um nach der Alten zu sehn. Diese hatte sich aus der Küche durch die Hinterthür gerettet. Unterdessen war der Maler und sein Freund auch nicht müßig gewesen, und da es an Wasser nicht fehlte, gelang es unserm gemeinsamen Bemühen, die Flamme in kurzer Zeit zu überwältigen.

Für mich war das ein glückliches Ereigniß. Nanny — denn wer hätte die Gerettete anders sein können? — sah mich in diesem Augenblicke wie einen Freund an, dem sie die Rettung ihres Lebens verdanke, und da ich ihr am folgenden Tage erzählte, wie lange ich sie im Herzen getragen und all mein Glück auf ihren Besitz gebaut hätte, gewann ich ihre Liebe ganz und gar.

Nachdem wir nun unter uns des Handels eins waren, gab auch die Mutter ihren Segen dazu; und nach Verlauf von sechs Monaten folgte mir Nanny, als mein Weib in die einsame Heimath, wo Sie sie unter ihren Kindern gesehen haben. Von da machen wir jährlich eine Wanderung in das Pusterthal — alle wie wir sind, auch die kleinsten Kinder, um die alte Mutter zu besuchen, die noch immer in der Wirthschaft hilft.

Außerdem verlassen wir das Haus nur an Festtagen, um in die Kirche zu gehen; ja bisweilen hält uns der Winter Monate lang gefangen; aber noch leben wir in unserer Einsamkeit so still und glücklich, als ob sie ein Paradies und wir die Könige der Welt wären. Unsre Kinder sind unsre Gesellschaft und unsre Erheiterung. Schon regt sich in dem Aeltesten auch die angeborne Wanderlust und ich halte ihn nur noch einige Jahre zurück, damit sich Körper und Geist mehr in ihm befestige. Dann mag er sich auch versuchen. Aber ich weiß schon zum voraus, daß er eben so wie ich endigen, und wenn er die Welt lang genug durchzogen und sich

lang genug umgesehen hat, er in seine Heimath zurückkehren, ein Weib nehmen und sein Leben als Hirt und Jäger beschließen wird.

So lautete die einfache Geschichte dieses verständigen Alpners!

Wie oft hat sie mir zu denken gegeben! wie oft bin ich träumend und wachend mit meinen Gedanken in diese Oase zurückgekehrt, zu diesen einfachen und glücklichen Menschen, die nichts zu ihrer Zufriedenheit bedurften, als die einfachsten Gaben der Natur, den stillen Verkehr der Liebe unter einander, und die Erinnerung an ihre freie Jugend.

Fürwahr, es ist ein seltsamer Gegensatz in der Natur des Menschen! Unzählige Erfahrungen — fremde und eigne — lehren ihn, daß seine Wohlfahrt und Ruhe an die Beschränkung geknüpft ist — an die Beschränkung der Begierden, des Genusses, des Besitzes, der Bestrebungen — und doch hat er kaum sein Haupt über die nächste Gegenwart erhoben, als sich auch der Haß gegen Beschränkung in seinem Innern erhebt. Er stürmt, sobald er es vermag, aus der engen Heimath hinaus in die Welt; beflügelt seine Schritte mit Rossen und Wagen, und bald dünkt ihm selbst das leicht beschwingte Schiff zu träge. Er möchte mit dem Adler über die Wolken hinaus; ja, mit den Wolken selbst möchte er ziehn und von Stern zu Stern schreiten können.

Mit der Erkenntniß ist es eben so. Kaum hat er angefangen, in sich und in die Natur zu schauen, als er sich von Finsternissen umfangen sieht, und wenn er sich kühn in die Wellen wirft und rastlos kämpft, endlich doch erkennt, daß das Meer des Wissens Schranken und Ufer hat, die den unerschrockensten Schwimmer zurückwerfen; daß er hier, um nur etwas zu ergründen, sein Streben beschränken, und daß er sich darein ergeben muß, bei Vielem, was seinen Forschungstrieb reizt, vor dem verschleierten Heiligthume der Wahrheit stehen zu bleiben. Glücklich, wenn er durch seine Anstrengung diese Ueberzeugung gewinnt! —

Mit größerer Sehnsucht kehrt der Weltumsegler in die früher verachtete Heimath zurück, führt ein Weib in die enge, warme Hütte und findet in dem Austausche gegenseitiger Liebe, in der Erziehung seiner Kinder, in der Erfüllung der Pflichten des Bürgers und Freundes, in freigewählter Beschränkung, das Glück, das sich seinem unruhvollen Jagen über Land und Meer entzog. Auch das redliche Streben nach Erkenntniß rastet wohl an einem ähnlichen Ziel. Wohl dem, der es findet, eh' er im Irren verschmachtet! der nach lang m Bemühen zu der Erkenntniß seiner Schranken gelangt und die unendliche Weisheit auch in dem Dunkel verehren lernt, das sie umhüllt.

Stille Liebe.

Die Präsidentin von Almstein trat in das Zimmer ihrer Tochter, um ihnen zu verkündigen, daß sie die nächste Woche auf einen glänzenden Ball zum **'schen Gesandten gebeten wären, und legte die neuesten Hefte des Modejournals auf den Tisch, aus denen sich die Mädchen Anzüge wählen sollten.

Mit frohem Gesichte sprang Caroline, die Jüngere, von der Arbeit empor, nahm die Hefte begierig in die Hand und blätterte darin, indem sie mit fröhlicher Gesprächigkeit die Zeichnungen lobte, verwarf und wählte. Ganz still saß die ältere Schwester neben ihr.

„Du sagst gar nichts, Henriette," rief die Präsidentin etwas unwillig: „freust du dich nicht?"

„Sie wissen, liebe Mutter, daß ich dergleichen Feste nicht liebe, und wenn Sie mir erlauben wollten . . ."

„Zu Hause zu bleiben, nicht wahr? Da wird nichts daraus. Du mußt mit. Ich begreife wohl, daß du mit deinem Gesichte nicht gern neben Carolinen erscheinst; aber eben deßwegen sollst du mit, und sollst eben so hübsch angezogen sein, als sie. Ich will nicht, daß man mir nachsage, ich mache einen Unterschied unter meinen Kindern, ich setze dich zurück, weil du häßlich bist."

Sie ging. Sie glaubte dadurch der Welt zu beweisen, daß sie die schöne Caroline ihrer Schwester nicht vorziehe; aber die Welt glaubte es doch nicht. Schon seit ihrer Kindheit war Henriette das zurückgesetzte, verstoßene Kind gewesen, und die Präsidentin fühlte sich wahrhaft erleichtert, als vor ungefähr zehn Jahren ihre Schwester, die verwittwete Generalin, das Mädchen von ihr verlangte, um ihr, bei dem Mangel an eigenen Kindern in ihrer ländlichen Einsamkeit Gesellschaft zu leisten.

Hier wurde Henriette mit Sorgfalt und Liebe erzogen. Ihre Tante, eine vortreffliche Frau, bildete ihren lebhaften Geist und ihr gefühlvolles Herz nach den richtigsten Grundsätzen. Sie suchte die Abwesenheit äußerer Reize durch einen Ueberfluß an inneren zu ersetzen.

Henriette wußte wohl, daß sie nicht hübsch war; aber auf dem Lande, als Nichte einer allgemein geehrten Frau, als ein Mädchen, das auch ohne diese Rücksicht, um seiner selbst willen, geschätzt und gesucht wurde, fiel es ihr nie ein, daß der Mangel an Schönheit ein so großer Fehler, ein so großes Hinderniß sein könnte, in der Welt zu gelten und sein Glück zu machen.

Die Tante starb und der Präsident nahm seine Tochter zurück. Hier erfuhr sie nun mit einem höchst bittern Gefühle, daß man auf eine Naturgabe, die so wenig von uns abhängt, die sogar keinen Einfluß auf unser wahres Verdienst hat, einen so entschiedenen Werth legte. Niemand bemerkte sie, wenn sie neben ihrer schönen Schwester erschien, Niemand sprach mit ihr, und gekränkt und verschüchtert durch dieses Betragen vergaß oder verschmähete sie, jene Vorzüge geltend zu machen, die ihr vielleicht hier und da die Aufmerksamkeit eines besseren Menschen zugezogen haben würden. So sah sie denn auch diese dem lieblichsten Zauber folgen. Sie blieb still, vergessen, allein mitten in dem bunten Schwarme, und die unzarte Behandlung ihrer Mutter vollendete die tiefe Kränkung, die so oft mit heißen Thränen den Verlust ihrer trefflichen Tante und die schöne Zeit ihrer früheren Jugend beweinen machte.

Caroline, obwohl von ihren Eltern angebetet und von der Welt mit Schmeicheleien überhäuft, hatte ein unverdorbenes Gefühl treu bewahrt. Sie liebte ihre Schwester innig; aber auch sie war nicht ganz zufrieden. Der Wille ihres Vaters und eine Art von Fami-

lienarrangement bestimmten sie zur Braut eines Verwandten, den sie nur als Kind gekannt hatte, und von welchem sie seit mehr als zehn Jahren nichts weiteres wußte, als daß er Major, ein sehr schöner Mann und ein braver Soldat sei. Caroline war nicht gebildet genug, um von einer zarten Harmonie der Gemüther Ahnung zu haben; aber sie zitterte vor dem Gedanken, einem Manne die Hand reichen zu müssen, der ihr vielleicht gar nicht gefallen könnte. Die Mädchen weinten und trösteten sich miteinander; und dieß Verhältniß machte sie einander immer lieber und unentbehrlicher.

Der Präsident von Almstein war der letzte männliche Sprosse von der jüngern Linie seines Hauses, die durch einen sonderbaren Zufall alle Rechte und Güter der ältern besaß.

Sein Großvater hatte von zwei Frauen zwei Söhne, die er, wie ihre Mütter, mit ungleicher Zärtlichkeit liebte. Den ältesten hielten, nach dem Tode seiner Mutter, häuslicher Unfrieden und seine eigene Neigung beim Soldatenstande. Hier erwarb er sich die Liebe und Achtung, die man ihm im väterlichen Hause versagte. Hier stieg er durch eigenen Werth bis zum General empor; aber schon in der Blüthe der männlichen Jahre hatten mancherlei Ungemach und Beschwerden und gefährliche Wunden seine Gesundheit so erschöpft, daß er einem nahen Tode oder einem siechen Alter entgegen sah. Er gab jeden Gedanken an eheliches Glück und die Freuden der Nachkommenschaft auf, und in dieser Stimmung gelang es einem sogenannten Freunde, der aber nichts als ein Abgeordneter seiner Stiefmutter war, den Lebensmüden zur Abtretung aller Güter an seinen jüngern Bruder, für die Erhaltung des Hauses, zu bereden.

Nicht lange darnach starb der Vater und der jüngere Sohn trat die großen Reichthümer an. Der General zog sich auf das einzige Landgut, das ihm geblieben war, zurück und sah sein Leben still und ruhig verfließen. Aber in dieser ländlichen Stille und Ruhe erhielte sich seine Gesundheit, das Dasein wurde ihm wieder lieb er fand ein Mädchen, dessen Schönheit und sanfte Güte sein Herz rührte, das sich gern entschloß, sein kleines Vermögen und jedes Schicksal mit ihm zu theilen. Sein ältester Sohn betrat die Bahn seines Vaters, sein Enkel, eben derselbe Major, dem Carolinen bestimmt war, hatte sich bereits bedeutenden Ruhm erworben, und der Präsident betrieb mit außerordentlichem Eifer diese Familienverbindung, welche die beiden Zweige des Hauses vereinigen, und den älteren wieder in den Besitz der Güter setzen sollte, die er durch ein halbes Jahrhundert entbehrt hatte.

Vergebens suchte Caroline unter allerlei Vorwand ihren Vater von diesem Plane abzubringen, da ihr künftiges Glück so gefährdet schien; aber er war unerschütterlich, und es schien sogar, als ob er geheime Ursachen habe, als ob ein Theil seiner Ruhe und Zufriedenheit davon abhinge.

So vergingen viele Monate. Gegen das Ende des nächsten Herbstes erhielt der Präsident Nachricht, daß der Major Urlaub nehmen werde, um in die Residenz zu gehen und seine Braut kennen zu lernen. Das Gerücht flog ihm voran und verkündete Carolinen und den Damen der Residenz in dem Major den schönsten, edelsten und tapfersten Offizier, von dessen Bravour und Güte so manche Anekdote zu erzählen war.

Er war es, der einst fast ganz allein eine feindliche Schanze erstürmt, einen feindlichen General, den er verwundet und gefangen genommen, mit Gefahr seines Lebens vor Unbilden geschützt und aus der Schlacht getragen hatte; er war es, dem ein angezündetes Dorf seine Rettung, so viele Unglückliche ihr Leben oder die Erhaltung ihrer Habe dankten. Schon einige Tage vor seiner Ankunft war er der Gegenstand des Gespräches; und obwohl man wußte, daß seine Hand versagt war, hinderte dieß doch manche Schöne nicht, wenigstens Plane auf sein Herz zu entwerfen.

Am gespanntesten erwarteten ihn natürlicher Weise seine Braut und ihre Schwester, und ihre stillen, herzlichen Unterredungen drehten sich nur um ihn.

Eines Abends war zahlreiche Gesellschaft in ihrem Hause, als auf einmal sich die Thüren öffneten und ein junger Mann in Uniform, mit

dem Orden an der Brust, eintrat — eine der schönsten männlichen Gestalten und zugleich so viel Edles in Haltung und Blick, daß die Augen, die sich nach ihm gewandt hatten, unwillkürlich an ihm hängen blieben. Mit bescheidener Zuversicht ging er auf den Präsidenten zu, und überreichte ihm einen Brief, den dieser nicht sobald erbrochen und einen Blick hinein geworfen hatte, als er den jungen Mann mit herzlicher Freude umarmte und ihn seiner Frau und dem ganzen Zirkel als seinen Neffen, den Major von Almstein, verstellte.

Caroline erröthete bis unter die Locken. Das war also der Mann, mit dem sie unauflöslich verbunden werden sollte! Wenigstens war die Erscheinung nicht unangenehm; und ihr Blick kehrte eben so oft verstohlen auf den Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zurück, als ihre Mutter den übrigen triumphirend herum blicken ließ, um der Gesellschaft zu sagen: „Dieser Phönix, von dem das Gerücht so viel erzählt hat, dessen Anblick noch weit mehr verspricht, ist unser, ist das Eigenthum der bewunderten Caroline“

Auch Henriettens Augen waren auf ihn gefallen, und eine bebende Empfindung durchschauerte ihr Innerstes. So hatte sie sich einen vollkommenen Mann gedacht. Unter ähnlichen Zügen war ihr öfters ein Ideal in stillen Träumen erschienen! Sie erblaßte, denn der Mann war der Bräutigam ihrer Schwester; und als Alles sich freudig um ihn her drängte, zog sie sich still und mit tiefer Wunde in ihrem Herzen zurück. Er hatte sie kaum bemerkt. Auf ihrem einsamen Zimmer fiel ihr Blick schmerzlich in den Spiegel — und Thränen traten in ihr Auge. Sie nahm sich vor, den gefährlichen Mann so viel als möglich zu vermeiden, um den Pfeil nicht noch tiefer in ihr Herz zu drücken.

Der Major war bald einheimisch im Hause seiner Verwandten, und alles schien den gewünschten Gang zu gehen. Carolinens Gestalt hatte ihn zuerst angezogen; ihre natürliche Güte hielt ihn fest. Er bemerkte wohl, daß es ihr an Geistesbildung fehlte, aber er nahm sich vor, da sie so jung war, das Versäumte mit ihr nachzuholen, wenn sie seine Frau sein wurde. Er entdeckte einen großen Antheil von Leichtsinn und Hang zu Putz und Zerstreuung in ihr, und er schmeichelte sich, wenn sie ihn recht kennen und lieben gelernt hätte, daß sie in dieser Liebe und dem häuslichen Glücke Ersatz für jene schimmernden Freuden finden werde. So verlor diese Familienverbindung, die seiner Sinnesart im Anfange sehr gewidert hatte, allmählich ihr Abschreckendes; er gewöhnte sich an den Gedanken, Carolinen als die künftige Gefährtin seines Lebens zu denken. Er empfand keine Leidenschaft für sie, sie war ihm nicht unentbehrlich zu seiner Glückseligkeit; aber er war ihr herzlich gut, und hoffte mit diesem Gefühle eine recht glückliche Ehe führen zu können.

Seltsam kam ihm das Betragen seiner künftigen Schwägerin vor. Daß sie weit mehr Verstand und Bildung, überhaupt mehr Charakter hatte, als ihre Schwester, wurde ihm bald aus den wenigen Gesprächen gewiß, zu denen er sie gleichsam zwang, was Caroline ihm von ihrem vortrefflichen Herzen sagte, bestätigte Meinung, die er selbst von ihr gefaßt hatte, und er achtete sie recht sehr, ohne sie eigentlich zu kennen. Aber es war ihm unmöglich, sich ihr mehr zu nähern, da sie ihn geflissentlich mied und alles that, was in ihrer Macht stand, um jedes Beisammensein mit ihm, besonders mit ihm allein, zu verhindern.

Die Aeltern bemerkten dies Betragen, und redeten darüber mit Henrietten. Diese wußte ihr Benehmen geschickt unter allerlei Vorwänden zu entschuldigen, da sie aber nichts daran änderte, überzeugten sich endlich die Aeltern, daß sie einen geheimen Haß gegen den Major, oder eigentlich gegen diese Verbindung hegen müsse, indem Carolinen der allergrößte Theil des Vermögens bestimmt, und ihr nur eine ganz mäßige Summe versichert war.

Henriette kränkte diese Vermuthung tief; aber sie that nichts, um sie zu zerstören. Sie hätte alles, ja den Tod lieber erleiden, als ihre unglückliche Leidenschaft für einen Mann verrathen wollen, der ihrer Schwester bestimmt und mit dieser Bestimmung so zufrieden war. Der Major fing an, eine verborgene Abneigung gegen sich zu glauben, und manche Mißverhältnisse, wie sie in solchen Verhältnissen unvermeidlich

ſind, manche Winke der unklugen Mutter beſtätigten ihn in dieſer Meinung.

Des Majors Urlaub ging zu Ende; man hoffte, der nächſte Feldzug würde der letzte ſein, und die Heirath wurde auf den Zeitpunkt des Friedens beſtimmt. Er nahm ohne Schmerz aber mit wahrer Rührung Abſchied von ſeiner Braut, empfing den Segen der Aeltern, Henriettens ſtummes, zitterndes Lebewohl und reiſte ab.

Carolina vermißte die erſten Tage recht ſehnlich den angenehmen Geſellſchafter, und unterhielt ſich in den folgenden angelegentlich mit ihrer Ausſtattung und allen Anſtalten zu ihrer künftigen Einrichtung. Henriette war ſtill wie immer; aber das Haus, die Welt war ihr öde und ausgeſtorben. Mit Zittern horchte ſie auf jede Nachricht vom Kriege, Zeitungen und Landkarten machten ihre liebſte Beſchäftigungen aus; ſie wechſelte die Farbe, wenn Briefe vom Major kamen, und war in ſichtbarer Bewegung, wenn ſie länger ausblieben, als man gerechnet hatte. Die Aeltern, die ſie nie verſtanden, begriffen ſie auch diesmal nicht; man nannte ſie ſeltſam, lächerlich, gewöhnte ſich endlich an dieſe Sonderbarkeiten, und ließ ſie gehen. Das war alles, was ſie wünſchte. —

Gegen den Frühling zu wurde Caroline ſchwer krank, das Uebel nahm mit großer Heftigkeit zu. Henriette wich nicht von ihrem Bette trotz aller Gefahr der Anſteckung, mit der der Arzt ihr drohte. Am fünften Tage war die blühende glückliche Caroline eine Leiche. Henriettens Schmerz war tief und nagend; dennoch war ſie es, in deren Armen der gebeugte Vater noch einigen Troſt fand. Die Mutter verzweifelte, der Tod der Lieblingstochter hatte ihr das Herz gebrochen, ſie fing an zu kränkeln. Man meldete dem Major den unglücklichen Fall; ſein Brief trug das Gepräge der innigſten Theilnahme und eines gerechten Schmerzes, aber keine Spur von jener Zerſtörung, die der Tod einer geliebten Braut in dem Herzen eines jungen Mannes anrichten mußte.

Als die erſte Betäubung vorüber war, ſprach der Präſident von ſeinem unabänderlichen Plane, die beiden letzten Zweige des Hauſes durch eine Heirath zu verbinden. „Wir haben noch eine Tochter,“ ſetzte er endlich hinzu: „Henriette ſoll an Carolinens Stelle treten; ſo bleibt das ganze Vermögen beiſammen, und kommt wieder an den ältern Stamm.“

Sie war gegenwärtig. Ein Fieberſchauer durchzuckte ihre Glieder; Entzücken und Angſt, Hoffnung und Schmerz wechſelten ſchnell in ihrer Seele. „Ach Gott!“ ſagte die Präſidentin: „Welch ein Tauſch! Lea für Rahel!“

Das durchbohrte Henriettens Herz. Lea für Rahel. Sie wankte, ſie mußte ſich an einen Stuhl halten. Nicht die liebloſe Anſpielung ihrer Mutter, aber die Ueberzeugung, daß ſie mit ihrer Geſtalt nie die Gemahlin des ſchönſten und liebenswürdigſten Mannes werden könnte, ohne den Spott und Tadel der ganzen Welt auf ſich zu ziehen, und ihn bald vor Ueberdruß und Reue an ihrer Seite hinſchmachten zu ſehen — das wars, was in dem Augenblicke klar aber mit tödtender Schärfe vor ihr ſtand. Sie ſchwor ſich zu, das ungeheure Opfer, das nur Familienrückſichten von ihm erzwingen könnten, nie anzunehmen, und es lieber auf's Aeußerſte ankommen zu laſſen.

Alle ihre Weigerungen fruchteten nichts. Es wurde an den Major geſchrieben, der mit einer artigen Wendung — es ſey ihm unmöglich, ſo ſchnell nach dem Verluſte ſeiner Braut an eine zweite Verbindung zu denken — um Aufſchub und Bedenkheit bat. Das war Henrietten genug. Sie wußte nun, was ſie zu wiſſen brauchte, um ihren ernſten Entſchluß noch unwiderruflicher zu machen.

In wenig Wochen ſtarb ihre Mutter aus Gram über den Verluſt ihrer Tochter, und Henriette beredete ihren Vater leicht, mit ihr auf eines ſeiner Güter zu gehen, da er ohne dieß nur aus Gefälligkeit gegen ſeine Frau in der Stadt geblieben war. Hier widmete ſie ſich mit ſchwärmeriſcher Hingebung der Pflege, dem Vergnügen des einzigen theuren Weſens, das ihr angehörte, und der Präſident, der in ſeiner Ehe nach der großen Welt dieſe Empfindung nie kennen gelernt hatte, lebte in ihren Armen wieder auf, und ſchien nicht unzufrieden, daß

der Major seinen Entschluß noch eine Weile aufschob, und ihm die theuer gewordene Tochter ließ. Aber Henriettens hartes Schicksal war noch nicht müde, ihr Herz zu treffen. Auf einer Jagd im Spätherbste, die der Präsident leidenschaftlich liebte, stürzte er mit dem Pferde, und ward sterbend in das Schloß zurückgebracht. Er hatte die Sprache verloren. Henriette wollte verzweifeln, als sie seine Zeichen, die ängstlichen Blicke, mit denen er auf seinen Schreibtisch wies, nach hundert Versuchen, sie zu deuten, nicht errathen konnte. Er starb einige Stunden darauf in ihren Armen, und ließ sie im Besitze des ganzen unermeßlichen Vermögens.

Ganz verlassen, ganz einsam auf der weiten Welt, war sie eine Zeit lang für jedes Vergnügen, selbst für jede Erheiterung erstorben; endlich übte die Zeit ihre stille Gewalt auch über sie und sie wurde wieder fähig, etwas anders als ihren Schmerz, und den so schnell gehäuften Verlust ihrer Lieben zu denken. Das Erste war, ihre vorgeschlagene Verbindung mit dem Major aufzuheben und diesem seine volle Freiheit zu schenken. Es schien immer der angelegentlichste Wunsch ihres Vaters gewesen zu sein, das Vermögen an den älteren Stamm zu bringen. Das sollte auch zum Theil geschehen, nur nicht so, wie er es gemeint hatte.

Sie schrieb an den Major, sie verbarg ihm nicht, daß sie seine geringe Neigung für sie kenne, sie schilderte ihm die hohen Forderungen, die sie an eine glückliche Ehe machte, und bat ihn daher, sich und ihr selbst allen künftigen Zwang zu ersparen und einen Plan aufzugeben, der keines von beiden glücklich machen würde. Zugleich bat sie ihn, ihr zu erlauben, da sie nun ganz verwais't, ganz allein auf der Welt sei, statt jenes zerrissenen Verhältnisses ein anderes mit ihm anzuknüpfen; sie bat ihn, sie als seine Schwester und das Vermächtniß ihres Vaters als ein gemeinschaftliches Erbtheil zu betrachten, auf das er eben sowohl Anspruch habe, als sie.

Endlich trug sie ihm die Hälfte ihres Vermögens mit einer so schönen Wärme, einer so herzlichen Freude an, daß man so gereizt sein mußte, als es der Major durch den Anfang ihres Briefes war, um in allen diesen Aeußerungen nichts als das dringende Verlangen zu sehen, der Verbindung mit ihm um jeden Preis los zu werden.

In dieser unmuthigen Stimmung setzte er sich hin, um ihr auf der Stelle zu antworten. Er gab ihr ihre volle Freiheit wieder, entsagte allen Ansprüchen auf ihre Hand, sandte ihr alle Briefe ihres Vaters, die auf diese Sache Bezug hatten, zurück, und verwarf aber auch eben so bestimmt und mit großer Bitterkeit ihren Antrag über die Theilung des Vermögens.

Er war sehr aufgebracht — er konnte sich das Zeugniß geben, kein Geck zu sein, er glaubte durch sein Betragen bei jedermann, also auch bei Henrietten, die Zuversicht erweckt zu haben, daß er nie fähig sein würde, ein Mädchen zu heirathen, das ihm ihre Hand nicht ganz freiwillig gäbe. Zu was also diese Umstände? Wozu ein so großes Opfer? War er denn so durchaus unerträglich oder so niedrig denkend, daß man sein halbes Vermögen darum gab, um sich von ihm los zu kaufen?

Der Brief schmerzte Henrietten, die es so herzlich gut gemeint hatte: dann aber reizte sie der edle Stolz wieder, der aus jeder Zeile sprach, und sie fühlte mit Wehmuth, wie trefflich der Mann war, dem sie entsagte, von dem ein unübersteigliches Hinderniß, wie sie es nannte, sie auf ewig schied.

„Lea für Rahel!" so tönte es in ihren Ohren, wenn sie sich auch einmal einer täuschenden Hoffnung, einer schmeichelnden Möglichkeit hingab — und ihr Entschluß stand von Neuem fest.

Als des Majors erste Hitze verflogen war, las er Henriettens Brief noch einmal. Zuerst fiel ihm, was er in seinem Unwillen nicht bemerkt hatte, die zierliche Schrift, die richtige schöne Schreibart auf. Dann kam er zu den Gesinnungen; sie schienen ihm wenigstens nicht gemein und nicht unedel. Er dachte sich in des Mädchens Lage, er fand etwas Zartes und Schönes in ihrer Handlungsweise und etwas Herzliches in dem Tone zu ihm, und er fing an,

das Mädchen sehr zu achten, das sich so durchaus weigerte, seine Frau zu werden.

So verging ein volles Jahr nach ihres Vaters Tode. Der Major war indessen bis zum Obersten vorgerückt, und Henriette erhielt nur zufällig oder auf geheimen Wegen Nachricht von ihm. Da machte eine Veränderung, die sie in dem Schlosse vornehmen ließ, es nöthig, die Meublen aus dem Schlafzimmer ihres Vaters, die sie bisher aus einer Art von Ehrfurcht unverrückt erhalten hatte, heraus zu räumen. Den Schreibtisch ließ sie in ihr Zimmer setzen und richtete ihn zu ihrem Gebrauche ein.

Bei dieser Beschäftigung erinnerte sie sich mit Schmerz an die letzten Augenblicke ihres Vaters, und die vergeblichen Versuche, seine Zeichen zu verstehen. Sie hatte damals schon den Schreibtisch ganz durchsucht, aber nichts gefunden. Jetzt war durch das Hin- und Hertragen an der Rückseite des Schrankes ein verborgenes Fach sichtbar geworden, von dessen Dasein sie nichts geahnet hatte. Mit einem geheimen Schauer machte sie es auf, und fand — einige uralte Schriften in einem Umschlage von ihres Vaters Hand. Sie las. Wie groß war ihr Erstaunen, ihr Schrecken, als diese Papiere sie belehrten, daß ihre Familie mit Unrecht die Güter besaß, daß ein späteres Testament ihres Urgroßvaters vorhanden gewesen war, welches jene ungerechte Verfügung zurück nahm, und den ältern Sohn in seine Rechte einsetzte! Ihr Vater hatte dies Testament unter den geheimen Papieren seines Großvaters gefunden; und wahrscheinlicher Weise hatte weder seine Frau noch sein jüngerer Sohn eine Ahnung von seinem Dasein gehabt, sonst würden sie es vertilgt haben. In Reichthum und Ueberfluß erzogen und daran gewöhnt, mangelte dem Präsidenten die Kraft, durch eine öffentliche Bekanntmachung dem Allen zu entsagen; da ihn aber sein Gewissen nicht ruhig ließ, suchte er durch einen Mittelweg, durch jene Familienverbindung, beide Endzwecke zu vereinigen.

Jetzt verstand Henriette die letzte ängstliche Pantomime ihres Vaters; und tausend Gedanken und Empfindungen stürmten plötzlich auf sie ein. Eine Weile saß sie wie betäubt, das verhängnißvolle Blatt in der Hand. Aber in einem Gemüthe, wie das ihrige, konnte kein Zweifel bleiben über das, was hier zu thun sei. Sie sprang auf, ihr Entschluß war gefaßt. Ohne irgend Jemanden, ohne selbst ihrem Vormund etwas von der Sache zu entdecken, traf sie alle Anstalten zur Abreise in die Residenz, wo die Gräfin von Dehnitz, Almsteins Schwester, den Winter zubrachte. Sie ging gerade zu ihr und bat sie, ihren Mann rufen zu lassen, weil sie ihnen ein wichtiges Familien-Geheimniß zu entdecken habe. Der Graf kam, und nun zog Henriette die Papiere hervor, überreichte sie ihm und bat ihn, an seinen Schwager zu schreiben und ihn zu ersuchen, daß er Anstalten treffen möge, um die Güter zu übernehmen, die sie auf der Stelle abzutreten bereit sei.

Der Graf und die Gräfin sahen Henrietten mit stummem Erstaunen an. Sie wußten nicht, was sie mehr bewundern sollten, die Größe des Opfers, oder die Ruhe und Freudigkeit, womit es gebracht wurde. Endlich fiel ihr die Gräfin um den Hals:

„Und hast Du denn nicht bedacht, edles Mädchen, daß Du nun ganz arm wirst, daß Du meinem Bruder Alles abtrittst? Hast Du denn keine Bedingungen zu machen? Setze sie auf! Fordere was Du willst! Ich kenne meinen Adolph, er wird freudig mit Dir theilen, was ganz zu behalten in Deiner Macht stand."

Henriettens Herz schwoll hoch empor; edler Stolz, Freude, des Geliebten Glück zu gründen, und schöne Rührung bewegten es in süßen Schwingungen. Sie sank in die Arme der Gräfin und rief mit Thränen: „ich bin ganz glücklich, wenn dein Bruder erhält und annimt, was sein ist vor Gott und jedem gerechten Richter. Das Erbtheil meiner Tante reicht für meine Bedürfnisse hin; ich brauche nicht mehr." Noch einmal drangen beide in sie; sie blieb fest auf ihre Weigerung, und trieb sie selbst an, ihren Bruder nicht so lange auf die gute Botschaft warten zu lassen.

Der Graf schrieb auf der Stelle, die Gräfin ließ Henrietten nicht mehr weg, sie betrachtete

sie als einen Schutzgeist, als ein höheres Wesen, das zum Segen in ihr Haus gekommen war. Henriette fand schon einen Theil ihres Lohnes in der Liebe ihrer Verwandten, noch mehr aber zog sie die Aenlichkeit mit Almstein an seine Schwester.

Sophie, so hieß die Gräfin, hatte ihres Bruders Farbe und Züge, noch mehr, sie hatte sogar eine Stimme, deren Ton die Erinnerung an die seinige hervorrief. Henriette fühlte sich wie durch einen Zauber an sie gebunden, sie blieb gern bei ihr und verlebte hier einige sehr vergnügte Tage.

Der Obrist hatte unterdessen den Brief seines Schwagers erhalten. Henriettens Edelmuth setzte ihn in Erstaunen. Nicht, daß sie ein Vermögen zurückgab, das sie nicht mit vollem Rechte besaß, war es, was ihn rührte— er fühlte, daß sie so handeln mußte, daß er selbst so gehandelt haben würde— aber die Weise, wie sie es that, dieses ganz so uneigennützige, edelstolze Betragen, dieses gänzliche Vergessen eigener Rücksichten, dieses schöne Vertrauen in ihre Freunde bewegten und reizten ihn. Er rief sich die zerrissenen Verhältnisse zurück, und es schien ihm, als hätte sein Leben an Henriettens Seite schöner sein müssen, als an Carolinens; er suchte ihren ersten Brief hervor, worin sie ihn um Aufhebung ihrer Verbindung gebeten hatte, er fand manches darin, was ihm vor einem Jahre anders vorgekommen war. Er wünschte Henrietten näher kennen zu lernen; sein Herz war frei — und so entstand der Gedanke bei ihm, daß jene Verbindung vielleicht doch wieder angeknüpft werden, und so das edle feinfühlende Mädchen im Besitze ihrer Reichthümer bleiben könnte.

Er schrieb an sie. Der Brief trug das Gepräge der zartesten Achtung und freundlichsten Theilnahme. Er wollte von keiner unbedingten Abtretung des Vermögens wissen; er bot ihr eine Theilung an — oder — das Ganze, wenn sie sich entschließen könnte, dem alten Wunsche ihres Vaters gemäß, es mit seiner Hand wieder zu empfangen.

Henriette zitterte, als sie den Brief durchlas; ihr Gefühl für Adolph erwachte in seiner ganzen Stärke. Sie stand — sie zweifelte — eine entzückende Zukunft trat vor ihre Seele. Aber jetzt fiel ihr Blick auf den Spiegel.— „Lea für Rahel!“ tönte es in ihren Ohren. Sie verglich ihre Gestalt mit Almsteins Götterbildung, sie dachte an das Urtheil der Welt, sie überlegte, daß unmöglich Neigung, daß bloß Großmuth ihn vermocht haben konnte, ihr diesen Antrag zu thun — und sie gewann es über ihr tief erregtes Herz, ihn mit Festigkeit auszuschlagen.

Um nicht eigensinnig zu scheinen und seine Güte zu kränken, bedung sie sich von dem ganzen Vermögen das artige Gütchen Rohrbach zu ihrem Eigenthume aus, das für sie den schätzbaren Werth hatte, in einer romantischen Lage und ganz nahe bei Festenberg zu liegen, wo Almsteins Schwester, an die sie so viele geheime Bande fesselten, den größten Theil des Jahres zubrachte, wo sie oft Nachricht von ihm zu erhalten hoffte, wo sie sich ihm näher glaubte.

So schonend und zart auch Henriettens Weigerung eingekleidet war, so fühlte sich Almstein, der sie wahrhaft achtete, dennoch dadurch beleidigt. Er glaubte eine bestimmte Abneigung, jenen Widerwillen, von dem er im Hause ihrer Aeltern schon gehört hatte, darin zu erkennen. Er konnte sich, im Bewußtsein seines Werthes und des tadellosen Betragens, das er jederzeit gegen sie beobachtet hatte, diese Erscheinung nicht anders, als aus einem übeln Vorurtheil oder natürlicher Antipathie erklären. Beide Arten mußten sein Gefühl verletzen; und er dachte seitdem nie anders als mit sehr streitenden Empfindungen an das seltsame Mädchen. Aber er betrachtete es als eine heilige Pflicht, so für ihre Zukunft zu sorgen, daß sie nie Ursache haben sollte, den Schritt zu bereuen, den sie gegen ihn gethan.

Darum folgte in einem Briefe an seine Schwester eine förmliche gerichtliche Abtretung von Rohrbach, mit allem, was dazu gehörte, und noch manchen andern Vortheilen, nebst einer Charta bianca an seinen Banquier und der herzlichen Bitte, daß Henriette nach der unbedingtesten Willkühr von diesem Blatte Gebrauch machen möchte. Ueber die Theilung des Uebrigen behielt er sich vor, bei seiner Zurück

kunft, die er ſo ſehr als möglich zu beſchleunigen ſuchen würde, mit ihr ſelbſt zu ſprechen.

Henriette fuhlte die Kälte, die in dem Briefe des Oberſten lag, und deutete ſie, wie es ihr nach ihren Anſichten möglich war. Sie empfing mit freundlichem Danke die Verſchreibung über Rohrbach—zerſchnitt vor Sophiens Augen die Charta blanca bis auf Almſteins Unterſchrift in Stücken, und ſteckte dieſe in den Buſen zum Andenken an ſeine Großmuth, wie ſie ſagte. Sophie ſah ſie ernſt und forſchend an. Es ſtiegen Gedanken bei ihr auf, die ſchon öfters flüchtig ihr durch den Kopf gefahren waren. Jetzt wurden ſie heller und beſtimmter — aber ſie ſchwieg, um durch kein verſchmeltes Reden Henriettens tief verbogenes Gefühl zu verſchüchtern.

Als dieſe allein war, pries ſie ſich glücklich, Almſteins Antrag, das ungeheure Opfer ſeiner Großmuth nicht angenommen zu haben. „Er liebt mich nicht. Wie könnte er auch! Er kennt mich nicht,“ rief ſie ſchmerzlich, ich habe nichts, was die Männer anziehen kann — und wenn ich auch etwas bin, ſo bin ich es nur für die, die ſich die Mühe geben, mich genauer kennen zu lernen. Das wird Almſtein nie!“

Sie blieb noch ein Paar Wochen bei Sophien und ging dann auf ihr einſames Schloß zurück, um es mit allem Uebrigen dem Geſchäftsträger ihres Vetters zu übergeben. Zu ihrem größten Erſtaunen hörte ſie von ihm, daß er Auftrag habe, alles nur bedingter Weiſe zu übernehmen, in ſo fern nämlich ſie keine Forderungen zu machen habe. Ein ſüßes Gefühl von Dank und Rührung bewegte ihr Herz — ſie erklärte beſtimmt, daß ſie keine Forderungen zu machen habe, ſie ließ ſich von ihrem Vormunde, der ſehr unwillig über ihre *voreilige* Großmuth war, eine Schrift darüber aufſetzen, übergab Alles und reiſte in einigen Tagen mit ihrer Begleiterin, einer würdigen Offizierswittwe, nach Rohrbach ab.

Eine angenehme Ueberraſchung war es ihr, den Grafen Dehnitz und ſeine Frau beim Ausſteigen aus dem Wagen hier zu finden, die ſie als Nachbarn freundlich in ihrem neuen Eigenthume bewillkommten; aber eine noch ſchönere war ihr vorbehalten. Das ganze Schloß war, ſo viel es die kurze Zeit erlaubte, auf Almſteins Befehl mit Allem, was zur Bequemlichkeit, zur Eleganz, zum freundlichen Lebensgenuſſe gehört, verſehen worden. Eine wohleingerichtete Bibliothek, ein Zimmer mit gewählten Kupferſtichen, treffliche muſikaliſche Inſtrumente, ein Treibhaus voll der ſeltenſten und lieblichſten Blumen und Pflanzen—kurz alles, was ein gebildeter Geiſt in der Einſamkeit bedürfen kann, war mit eben ſo viel Wahl, als Niedlichkeit herbeigeſchafft. Die Gräfin führte Henrietten überall herum; und dieſe folgte ihr mit freudig pochendem Herzen und ſichtlicher Rührung. „Sage deinem Bruder, hob ſie zuletzt an, wie froh du mich geſehen haſt, wie mich ſein Geſchenk und ſeine Aufmerkſamkeit erfreuet hat, und bitte ihn, daß er den wortloſen Dank eines gerührten Herzens zum Lohne ſeiner zarten Güte nehmen ſoll!“

Am dritten Tage kehrte der Graf und Sophie nach der Reſidenz zurück, mit dem Vorſatze recht bald nach Feſtenberg zu kommen, und dann ſ ohe Tage mit Henrietten zu verleben. Dieſe brachte einige Zeit damit zu, ſich in ihrem Hauſe, in ihren Meublen, dieſen ſüßen Erinnerungen an den freundlichen Geber einzugewöhnen. Sein Andenken war die liebſte Beſchäftigung ihrer Einſamkeit; aber ihr Herz, ihr lebhafter Geiſt fand bald wichtigere in den Anſtalten und Planen, die ſie zur Verbeſſerung des Zuſtandes ihrer Unterthanen entwarf.

So verging der letzte Reſt des Winters und mit dem Frühlinge kamen ihre lieben Nachbarn nach Feſtenberg. Nun hatte ſie Geſellſchaft, und eine ſo werthe, ſo beziehungsreiche! Sie war faſt täglich in Feſtenberg oder die Familie bei ihr, und Almſteins Briefe von der Armee machten lebhafte Epochen in der ſtillen Lebensweiſe guter Menſchen, die ſo innigen Theil an ihm nahmen.

Sein Letztes enthielt ſeine Empfindungen am Vorabende einer großen Schlacht, die auf den folgenden Tag feſtgeſetzt war. Er war ſehr ernſt und mitunter düſter; es ſchien, als ſchwebten ihm finſtere Ahnungen vor. Mit ängſtlicher Erwartung ſah man in Feſtenberg und noch mehr in Rohrbach, einem zweiten Briefe

entgegen. Er blieb aus. Die Nachricht von der gewonnenen Schlacht kam durch öffentliche Blätter; unter denen, die ſich am rühmlichſten ausgezeichnet hatten und unter den ſchwer Verwundeten war ſein Name.

Tiefer Schmerz und bange Sorge hielt Sophien — eine namenloſe Angſt Henrietten während zwei langen Tagen in fürchterlicher Spannung. Am dritten Tage kam ein Brief von Almſteins Kammerdiener. Der Oberſte hatte die Schlacht, die beinahe verloren geweſen war, durch ſeine Unerſchrockenheit, durch den guten Willen ſeines Regiments wieder hergeſtellt und gewinnen machen, indem er ſich an die Spitze ſeiner Küraſſiere auf den vordringenden Feind warf, die geſchloſſenen Schaaren durchbrach und Verwirrung und Beſtürzung verbreitete. Der Muth der Seinigen belebte ſich an ſeinem Beiſpiele; die Fliehenden ſtanden, die Zerſtreuten ſammelten ſich wieder. Da traf im Handgemenge ein Säbelhieb ſeinen Kopf, noch wollte er, ſeiner eignen Gefahr nicht achtend, weiter vordringen, als ein zweiter Streich ihn rücklings über ſein Pferd ſtürzte und die ganze Escadron, unwiſſend und unaufhaltſam, über ihn wegſprengte. Man zog ihn nach der Schlacht für todt unter den Leichen hervor, und obwohl er bei Abſendung ſeines Briefes, ohngefähr acht Tage nach der Affaire, noch lebte, ſo war doch wenig oder gar keine Hoffnung zu ſeiner Geneſung.

Heiße Thränen floſſen in Feſtenberg und Rohrbach ſeinem Unglücke und dem drohenden Verluſte. Jetzt erſt fühlte Henriette, wie unausſprechlich theuer ihr Adolph war. Der heftige Schmerz griff ihre Geſundheit an, ſie wurde bedenklich krank, und Sophie theilte ihr Herz in ängſtlichen Beſorgniſſen um ihren geliebten Bruder und die geliebte Freundin; aber ſie müßte keine Frau geweſen ſein, wenn nicht dieſe Erſcheinung ſie belehrt hätte, daß ihre vorigen Muthmaßungen gegründet wären, und Henriette ihren Bruder liebe. Unbegreiflich blieb ihr indeſſen Henriettens entſchiedene Abneigung gegen eine Verbindung mit ihm; weil dieſe aber ein ſo ſtrenges Stillſchweigen über ihr Gefühl beobachtete, und ſich bemühte, die wahre Urſache ihrer Krankheit vor Sophien zu verbergen, ſo verbot es das Zartgefühl, die Hülle dieſes Geheimniſſes, die Henriette ſo gefliſſentlich über ihr Herz zog, gewaltſam zu zerreißen.

Zwei Wochen vergingen in unſäglicher Angſt und Trauer. Endlich kam ein zweiter Brief. Der Kammerdiener meldete der Gräfin, daß zwar Hoffnung zum Leben für den Oberſten vorhanden wäre, daß er aber ſchwerlich je wieder ganz hergeſtellt werden würde, indem die Wunden viel zu tief und gefährlich wären; auch ſchiene ſein Herr ein längeres Leben unter dieſen Umſtänden kaum zu wünſchen, er ſei ſchwermüthig und finſter.

Dieſer Brief erfüllte ſeine Freunde mit ſehr gemiſchten Empfindungen; bei Henrietten war die hauptſächlichſte ihre vermehrte Liebe für ihn. Sein Bild war ihr in ruhigen Tagen oft erſchienen, in allem Schimmer der Schönheit, blendend, entzückend. Jetzt verließ er ſie keinen Augenblick mehr — aber immer ſah ſie ihn bleich, krank, ſchwermüthig, und eben darum ganz hinreißend, ganz unwiderſtehlich. Jetzt bereute ſie es, ſeinen Antrag nicht angenommen zu haben; jetzt wäre es ihr möglich geworden, das zu erreichen, was ihr der würdigſte Zweck ihres Lebens ſchien — ſich ihm ganz zu weihen, ſein trauriges Loos zu verſchönern, und ſo manche Laſt von ſeiner müden Seele zu nehmen. Seine Schönheit war jetzt kein Hinderniß mehr; ihr ſiegender Zauber war größten Theils zerſtört — ſie wäre ihm gleich geſtanden, und ſein Glück hätte ihr Werk ſein können.

Sorgfältig verbarg ſie dieſe Empfindungen unter einer gelaſſenen freundſchaftlichen Theilnahme; aber Sophie hatte einmal ihr Herz durchſchaut, und ſo baute ſie im Stillen, ohne das geringſte zu äußern, auf Henriettens Liebe und ihres Bruders Denkart, die ſie genau kannte, einen ſchönen Plan, der das Glück der ganzen Familie begründen ſollte.

Nach ein Paar Monaten kam ein Brief von Almſtein ſelbſt. Er konnte wieder auf ſein, er konnte ſich in kurzen Abſätzen wieder mit Leſen und Schreiben beſchäftigen. Seine Wunden waren geheilt; aber die Folgen davon, ſchrieb er, würden ſein ganzes Leben verbittern. Die

Zukunft läge düster und traurig vor ihm, und wenn er nicht fürchten müßte, seiner Schwester und ihrem ganzen Hause eine unerträgliche Last aufzubürden, so würde es die einzig denkbare Linderung und Zerstreuung für ihn sein, wenn er nächsten Herbst zu ihr kommen, und in den Armen so theurer Verwandten seine übrigen Tage verleben könnte.

Der Brief trug so sichtbar das Gepräge der düstersten Schwermuth, daß Sophie und ihr Mann innig gerührt waren und Henriette ihre Thränen mit Mühe verbarg. Die Gräfin schrieb ihm auf der Stelle; sie bat ihn mit der unverkennbarsten Liebe, so bald als möglich zu kommen, sie versicherte ihn, daß es ihr und ihres Mannes heiligstes Bestreben sein werde, ihm das Leben recht angenehm zu machen, daß sie sich auf seine Ankunft wie auf ein Glück freue, und daß sie von der Zukunft viel lachendere, schönere Hoffnungen für ihn hege.

Er sollte kommen, Henriette sollte ihn wiedersehen, in seiner Nähe mit ihm leben! Wechselnde Empfindungen wogten bei diesen Aussichten in ihrer bewegten Seele — Sehnsucht und Freude, Furcht und Besorgniß. So nahte endlich der Herbst und nach mehreren anderen Briefen kam einer von Almstein, der seine Ankunft auf den nächsten Tag verkündete. Sein Geist schien sich aus der Reizbarkeit und Schwermuth, die ihm seine körperlichen Leiden gegeben hatten, emporgearbeitet zu haben; er war minder trübsinnig und auch mit seiner Gesundheit ganz leidlich zufrieden.

Almstein wußte, daß Henriette in der Nähe seiner Schwester lebte, daß sie fast immer bei seinen Verwandten war, obwohl Sophie absichtlich ihrer in ihren Briefen wenig erwähnt hatte. Es war ein kleiner bitterer Zusatz zu den Freuden, die er sich dort versprach, künftig viel um eine Person sein zu müssen, von deren entschiedener Abneigung gegen ihn er so unleugbare Proben zu haben glaubte. Indessen hoffte er, im steten Zusammensein und unter ganz ruhigen Verhältnissen würde sich vielleicht diese unangenehme Spannung zwischen ihm und seiner ehemaligen Braut verlieren.

So trat er an einem schönen Herbsttage die Reise an. Die Entfernung war beträchtlich; seine Lage erlaubte ihm keine großen Tagemärsche, und er langte erst am achten Tage, einem frischen heitern Sonntagsmorgen, in der Nähe seines künftigen Aufenthaltes an. Als er von fern das rothe Dach von Festenberg erblickte, drang ein angenehmes Gefühl in seine Brust. Die Stürme und das wilde Leben im Kriege hatten sein Herz nicht erkältet, es hatte noch vollen Sinn für die Freuden der häuslichen Glückseligkeit; und wenn ihm schon sein Unglück nicht zu erlauben schien, sie einst ganz rein und unmittelbar zu schmecken, so weidete sich doch sein gutes Gefühl an den Bildern der Zufriedenheit seiner Schwester, seines Schwagers, an denen er innig Theil zu nehmen sich vornahm.

Jetzt unterschied er auch in einiger Entfernung an einem Hügel die Thurmspitze von Rohrbach, bald darauf sah er das weiße nette Schlößchen am Abhange durch die Bäume schimmern. Dort wohnte das seltsame Mädchen, das einst ihr halbes Vermögen darum geben wollte, um sich von seinen Ansprüchen zu befreien.

Er versenkte sich in allerlei Muthmaßungen, wie sie ihn wohl empfangen, wie sie sich gegen ihn betragen würde, und entwarf mit innigstem Vergnügen einige Pläne, wie er ihr edelmüthiges Opfer vergelten und sie an den Gütern Theil nehmen lassen wollte, die sie ihm so willig abgetreten hatte.

Indessen hatte er die Tannen-Allee von Festenberg erreicht. Im Schlosse hatte man den Wagen schon gesehen. Sophie, ihr Gemahl, die Kinder — Alles eilte ihm entgegen. Alles bewillkommte ihn mit lautem Freuden-Geschrei.

Er stieg mit hochschwellender Brust aus dem Wagen, sank in die ausgebreiteten Arme seiner Geliebten und drückte sie Alle mit nassen Augen an das klopfende Herz. Das Gefühl der Heimath, das Glück, sich geliebt zu sehen, drang mächtig in seine weit eröffnete Seele und stimmte sie zur reinsten menschlichen Freude.

Die Seinigen fanden ihn sehr verändert, aber bei Weitem nicht unkenntlich, wie er ihnen oft geschrieben hatte. Zwar entstellten

zwei große Narben über Stirn und Wange seine Schönheit, die blühende Farbe war entwichen; aber es war noch sein großes, seelenvolles Auge, die edlen Formen der Züge, es war noch sein stolzer Wuchs, seine edle Haltung, wenn gleich eine Contusion am Fuße ihm das Gehen beschwerlich machte. Sophiens Plan war den Augenblick entworfen. Niemand im Schlosse durfte sich gegen die Rohrbacher, wenn deren vielleicht des Gottesdienstes wegen herüber waren, ein Wort von des Obersten Ankunft verlauten lassen.

Henriette selbst erwartete sie nach der Gewohnheit mit noch andern Gästen aus der Nachbarschaft am Sonntage zu Tische. Sie verabredete das nöthige mit ihrem Manne, und gab dem Obersten seine Rolle. Sie wollte ihn in Henriettens Seele lesen lassen, sie wollte ihm eine Ahnung davon geben, daß er wenigstens nicht gehaßt wurde.

Als Henriettens Wagen in den Hof fuhr, erinnerte sie die Uebrigen nochmals an die Verabredung. Henriette trat ein, Sophie und ein Theil der Gesellschaft giengen ihr entgegen und umringten sie so, daß sie den Obersten, von dessen Hiersein sie keine Vorstellung hatte, nicht so gleich gewahr werden konnte. Plötzlich näherte sich ihr dieser von der Seite und redete sie an. „Adolph!“ rief sie erschrocken und zitternd, indem sie mit der Hand auf's Herz fuhr. Hier hatte seine Stimme wiedergeklungen! Sie wandte sich schnell um; er stand vor ihr. Bebend, sprachlos reichte sie ihm die Hand — sie vermochte kein Wort hervor zu bringen: aber in den leuchtenden Augen, in den Thränen, die sie schwellten, glänzte die reinste Freude, die Ueberraschung der innigsten Liebe. Sie hielt seine Hand fest und lange. „Endlich sehen wir uns wieder!“ seufzte sie zuletzt aus tiefer Brust, und sah ihm mit unverhehlter Zärtlichkeit in's Auge.

Der Oberste war betroffen. Diesen Empfang hatte er so ganz und gar nicht vermuthet! Er konnte selbst nicht gleich Worte finden: dann fragte er sie, ob sie ihn wohl erkannt hätte, wenn er nicht zuerst gesprochen, wenn sie ihn nicht hier bei seiner Schwester getroffen hätte?

„O, den Augenblick!“ rief Henriette aus, „unter tausend Menschen an jedem Orte!“

„Ich bin sehr verändert,“ hob der Oberste an.

„Sie haben so viel gelitten,“ unterbrach sie ihn mit bewegter Stimme, „wir haben Sie durch mehr als drei Wochen für verloren gehalten! O, das war eine traurige Zeit!“

Sie hielt inne, denn sie fühlte, daß ihre Thränen bereit waren, hervor zu brechen. Jetzt trat auch Sophie hinzu, die genug gesehen hatte, und endigte das allzubewegte Gespräch. Man setzte sich. Die Unterhaltung wurde allgemein; und Henriette bekam nach und nach ihre natürliche Fassung wieder.

Als zu Tische gegangen wurde, bot Oehnitz seinem Schwager den Arm; Henriette sah hin und beneidete den Grafen, der Adolphen diesen kleinen Dienst erweisen durfte. Bei der Tafel war die Gesellschaft laut und munter; es wurden Gesundheiten getrunken, gescherzt, gelacht. Nur zwei Personen konnten sich nicht in die allgemeine Fröhlichkeit finden, der Oberste, dem seine Gemüthsstimmung und Henriettens Betragen Anlaß zu manchem ernsten Gedanken gaben, und Henriette, die in heiliger Rührung und Freude keiner lebhaften Aeußerung ihres Gefühls fähig war. Nach Tische verloren sich die Fremden; die Familie blieb mit dem Pfarrer allein. Es war ein kühler Herbsttag; der Graf schlug vor, in Sophiens Kabinette Feuer im Franklin-Ofen machen zu lassen, um sich dort zu versammeln. Die Damen nahmen ihr Strickzeug, die Männer ihre Pfeifen, man setzte sich um die Flamme; der freundliche Schein, die milde Wärme, das geschwätzige Knistern des Feuers erquickten und erheiterten die Geister.

In der stilleren Umgebung öffnete sich des Obersten Herz, er wurde mittheilender, gesprächiger. Die Rede kam auf den Krieg, auf die entscheidende Schlacht, die ihm bald das Leben gekostet hätte. Er erzählte, seine Lebhaftigkeit riß ihn hin, er schilderte mit Wärme und fürchterlicher Genauigkeit seine Empfindungen, als der Säbelhieb seinen Kopf traf, er sich nicht mehr auf dem Pferde halten konnte, und nun auf der Erde liegend, bei vollem Bewußtsein,

die Pferde seiner daher sprengenden Eskadron sich ihm nahen fühlte.

Henriette hörte eine Weile mit der lebhaftesten Theilnahme, aber mit großer Anstrengung zu, endlich übermannte sie ihre Empfindung, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe — sie stand auf, um aus dem Zimmer zu gehen; aber sie schwankte, der Oberste sah es und stand schnell auf, um sie zu unterstützen.

„Mein Gott! Fräulein, was ist Ihnen?" fragte er sie bestürzt.

Auch Sophie sprang hinzu; sie führten sie in ein Nebenzimmer; der Oberst hielt sie im Arme, Sophie hielt ihr ein Riechfläschchen vor. Mit liebevoller Besorgniß erkundigten sie sich um ihren Unfall.

Henriette holte tief Athem. Er lebte ja, er hielt sie in seinem Arme, er schien so herzlich besorgt um sie. Sie fühlte ihre Kräfte wiederkehren und schob die Schuld ihrer Ohnmacht auf die Ofenwärme, deren sie noch nicht gewohnt war. Sie setzte sich nieder und bat die Geschwister, wieder zur Gesellschaft zurück zu kehren: sie würde ihnen sogleich folgen. Der Oberste wollte sie nicht verlassen, bis sie vollkommen wohl war; sie drang in ihn, er ging mit Sophien. Henriette bedurfte einer einsamen Viertelstunde, um sich von den mannigfachen Erschütterungen des heutigen Tages zu erholen. Adolphs herzliche Theilnahme, sein offenes Betragen thaten ihrem Herzen unendlich wohl. Sie war weit entfernt, nur einen Schatten lebhafterer Neigung darin zu ahnen oder zu hoffen; aber sie war zufrieden, jedes Mißverständniß entfernt und ihre Herzen in ruhiger Stellung gegen einander zu wissen.

Sie irrte. Der Oberste war nicht ganz ruhig. Die Art, wie sie ihn empfangen hatte, ihr ganzes Betragen an dem heutigen Tage stand mit seiner Vorstellung von ihrer Abneigung gegen ihn zu sehr im Widerspruche. Dieser Widerspruch beschäftigte ihn, und das Mädchen, das ihn stolz abgewiesen hatte, dessen Aeusseres nie im Stande gewesen wäre, einen gewöhnlichen Mann zu fesseln, fing an ein lebhaftes Interesse bei ihm zu erwecken.

Henriette kam zur Gesellschaft zurück, sie war ganz heiter und nahm ungekünstelt Theil an der Unterredung; nur der Oberste wurde still, in sich gekehrt. Als man ihr den Wagen meldete, bat er um die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen, die ihm mit Freude gegeben wurde.

Er kam am andern Morgen und wurde wie ein theurer Freund empfangen. Sie führte ihn in ihrem kleinen Eigenthume umher, sie zeigte ihm alle seine Vorzüge und Bequemlichkeiten und sagte ihm, wie glücklich sie sich fühlte, dem, dessen Aufmerksamkeit und Güte sie alle diese Genüsse verdanke, heute ihre Empfindungen darüber offen sagen zu können.

Almstein war verwirrt und seltsam von den seltsamen Verhältnissen ergriffen. Als sie in das Cabinet zurückkamen und Henriette ein gleichgültiges Gespräch anfangen wollte, unterbrach er sie: „Nein, mein Fräulein! so kann es nicht zwischen uns bleiben; ich habe lange auf eine Gelegenheit gewartet, um mit Ihnen über unsere Verhältnisse zu sprechen, und wenn der unglückliche Zufall, der meinen Lebensplan zerstört hat, nicht dazwischen gekommen wäre, so hätte ich längst Urlaub genommen, um diese Angelegenheit zu beendigen." Er sagte ihr nun, daß er fest entschlossen sei, jetzt, wo ihm seine Kränklichkeit, seine Schwermuth alle Hoffnung auf häusliches Glück abgeschnitten habe, sein Vermögen zu gleichen Hälften zu theilen, die eine seinem Neffen im Testamente zu versichern, und die andere ihr zum freien Eigenthume zu übergeben. Henriettens Augen füllten sich mit Thränen bei des Obersten Rede. Es war nicht Rührung über sein Anerbieten; es war Trauer über seine Lage, über seine düstere Lebensansicht. „Das sollen sie nicht thun!" rief sie lebhaft, und ergriff seine Hand: „Sie sollen den besten Freuden des Lebens nicht so schnell, nicht so entschlossen entsagen. Sie werden heirathen, Sie werden ein Mädchen finden. — —"

„O daran zweifle ich nicht," fiel ihr Almstein ein: „Mädchen, die durch mich Frauen, dann bald Wittwen und Eigenthümerinnen meines Vermögens sein möchten, werde ich genug finden. Aber wenn ich je die Thorheit begehen sollte, zu heirathen, so müßte mein Weib sich ganz mir und meiner Lebensweise weihen; sie müßte der Welt und ihren Freuden entsagen,

bei einem kränklichen, vielleicht mürrischen Manne zu Hause sitzen und in dieser Einsamkeit mir Gesellschafterin, unterhaltende, theilnehmende Freundin sein können. Wo fänd' ich ein Mädchen, das diesen Riesenentschluß zu fassen und alles dies zu leisten fähig wäre? Sie sehen, es ist unmöglich. Die ich finden könnte, würden mich nicht glücklich machen und die mich glücklich machen könnten, werden sich eine bessere Parthie wissen."

Henriette schwieg. Ihr Gemüth war zu bewegt; die Hoffnungen der Vergangenheit standen vor ihr—sie seufzte, ohne zu antworten.

Noch einmal drang Almstein ernstlich in sie: aber eben so ernstlich wies sie sein Anerbieten ab. Nur den Schmuck ihrer Mutter den er ihr mitgebracht hatte, nahm sie freundlich an, um seinen guten Willen nicht zu sehr zu kränken, und gelobte ihm mit einem so herzlichen, so wahren Tone, sich, so bald sie etwas bedürfen sollte, an ihn zu wenden, daß er ihren festen Vorsatz nicht darin verkennen konnte. Er ging endlich halb zufrieden, halb mißvergnügt von ihr, aber mit dem festen Vorsatze, das edle Mädchen kennen zu lernen.

Das machte sich bald. Henriette kam nach ihrer Gewohnheit, nun auch wohl öfter, als sonst, nach Festenberg, oder die Festenberger waren bei ihr in Rohrbach. Der Oberste sah sie beinahe täglich nnd ward täglich mehr von der Schönheit ihres Charakters überzeugt. Ihre Kenntnisse gewährten ihm unerschöpflichen Stoff zu Gesprächen, ihre Talente — sie spielte und sang mit mehr als gewöhnlicher Fertigkeit— unterhielten ihn angenehm; aber mehr, als alle diese Vorzüge, die eine höhere Bildung ihr gab, zog ihn ihre zarte Aufmerksamkeit für ihn an sie. Bei Spaziergängen folgte sie langsam an seinem Arme der rascheren Gesellschaft. Stiegen die Uebrigen auf einen Hügel oder sonst wohin, wo es dem Obersten schwer war zu folgen, so blieb sie so freudig, so freundlich bei ihm, daß es schien, als hätte sie ihm damit gar kein Opfer zu bringen. Ergriffen ihn einmal die Schmerzen seiner Wunden wieder, oder bemeisterte sich die trübe Stimmung seines Gemüths, dann sandte Sophie schnell nach Rohrbach. Henriette kam, sie leistete ihm Gesellschaft, sie las ihm vor, wenn er zuzuhören vermochte, sie schwatzte, sie erzählte Märchen, Geschichten, Possen, um ihn zu zerstreuen; und wenn nichts mehr anschlug, dann ging sie an's Clavier und beschwor, wie David, den bösen Dämon ihres Freundes mit dem Klange ihrer Saiten.

Unmerklich und langsam verschmolzen ihre Seelen in einander. Almstein war so an Henriettens Umgang gewöhnt, daß ihm etwas zu fehlen, daß er unruhig und bekümmert schien, wenn sie einen Tag nicht nach Festenberg kam. Gewöhnlich ließ er dann anspannen, und fuhr zu ihr hinüber. Er bemerkte kaum mehr, daß sie nicht schön war, ihr seelenvolles Auge, ihr niedlicher Wuchs kamen ihm manchmal sogar reizend vor.

Sophie sah diese zärtliche Empfindung in dem Herzen des geliebten Bruders wachsen, und sie freute sich innig darüber; seine Lage machte es ihr jetzt doppelt wünschenswerth, ihn mit einer zärtlichen, verständigen Frau verbunden zu sehen, die ihn wieder heiter und für Lebensgenuß empfänglich machen könnte. Aber mit eben so richtigem Gefühle vermied sie jede Einmischung in dies allzu zarte Verhältniß; sie ließ die Herzen sich gegen einander entfalten, wachte darüber, daß keine fremde Einwirkung sie störe, und überließ den Ausgang zuversichtlich der Liebe nnd der Zeit.

Henriette bemerkte mit inniger Lust, wie sehr Adolph sich ihr näherte, sie fühlte, was sie ihm war und ahnete, wie weit mehr sie ihm noch werden könnte. Der Gedanke, sein Schicksal zu theilen und theilend zu mildern, ihm ihr ganzes Wesen zu weihen, nur für ihn zu leben und alle seine Freuden, seine Heiterkeit als ihr Werk betrachten zu können, erfüllte sie mit Himmelsseligkeit. Aber je mehr sie liebte, je ängstlicher ward ihr Gefühl. „Er zieht dich allen seinen Freunden vor," sagte sie oft zu sich selbst, „er unterhält sich nur bei dir, er zeigt dir unverholen eine Aufmerksamkeit, eine Zuneigung, die fast an Liebe *gränzt*, aber auch nur *gränzt*. Er *liebt* dich noch nicht; und er ist gebeugt durch viele Leiden, einsam, auf den Umgang weniger Personen beschränkt. Wie, wenn er in die Stadt zurück kehrte, wenn

ſein Vermögen, ſeine perſönlichen Vorzüge, ſeine anziehende Geſtalt die Blicke und Abſichten der Weiber und Mädchen auf ſich zögen, wenn man ſich von allen Seiten bemühte, ihm entgegen zu kommen, ihm zu gefallen? — Wie dann?"

„Dieſe Probe muß er beſtehen, dieſen Sturm muß ſeine Zuneigung zu mir überwinden, wenn ich glauben ſoll, daß ſie Liebe iſt, wenn ich hoffen ſoll, ihm alles das zu werden, was ich wünſche, wenn unſer beiderſeitiges Glück geſichert ſein ſoll."

So dachte Henriette. Almſtein, überzeugt, daß er nie heirathen würde, dachte nicht weiter, als an den gegenwärtigen Augenblick und ſo, ohne genaue Prüfung ſeines Gefühls, ward er auch nicht ſeiner ganzen Stärke gewahr. Indeſſen verging der Herbſt, und der heranna-hende Winter ſcheuchte Debnitz und ſeine Frau in die Stadt zurück. Den Oberſten riefen ſeine Geſchäfte dahin. Man ſuchte Henrietten zu bereden, daß ſie die Familie begleiten möchte. Almſtein drang mit Wärme, mit Innigkeit, endlich mit einer Art von Empfindlichkeit in ſie. Sie blieb ſtandhaft auf ihrer Weigerung. Ihr Herz blutete bei dem Gedanken, ganz einſam ohne ihn zu leben, ohne ihn, der ihr ſchon ſo nothwendig zu ihrem Glücke geworden war. Aber ſie vermochte es, ihr Gefühl zu bezwingen; ſie dachte an die Probe, und fand in ihrer Liebe zur Einſamkeit, in ihren Geſchäften einen ziemlich ſcheinbaren Vorwand.

Almſtein, gekränkt und gereizt, ſtand zuletzt von ſeinen Bitten ab und Henriette bemerkte nicht ungern, daß er ſeit dieſem Augenblick kälter und ſcheuer gegen ſie ward.

Es ſchmerzte ihn, daß ſie ihm dieſe Bitte abgeſchlagen hatte. Er war nun überzeugt, daß ſie ihm bei Weitem nicht ſo gut ſei, als er ihr, indem ſie ſeinem Umgange ſo leicht entſagen konnte und in der Einſamkeit Erſatz für ſeine Freundſchaft fand. Ihre erſten Weigerungen fielen ihm ein, und wenn er gleich jetzt an keine Abneigung von ihrer Seite mehr glauben konnte, hielt er ſie doch überhaupt für unfähig, eine innige, tiefe Zuneigung zu empfinden.

Der Tag zur Abreiſe der Familie war beſtimmt. Henriette weinte die halbe Nacht und kam den andern Morgen ſo verſtört nach Feſtenberg, um das letzte Mal mit ihren Verwandten zu frühſtücken, daß Jedermann, deſſen Urtheil nicht ſo befangen war, als Almſteins, die wahre Urſache dieſer Veränderung errathen hätte. Er war zu bitter geſtimmt und ſelbſt zu gekränkt von der nahen Trennung, um nicht alles verkehrt zu deuten. Nach ſeiner Meinung galt das alles ſeiner Schweſter, oder dem angenehmen geſellſchaftlichen Leben, das man bisher geführt hatte und das nun aufhören mußte.

Die Wagen waren gepackt, die Bedienten meldeten, daß alles bereit ſei. Henriette fing an zu zittern. Man brach auf. An der Treppe bot Almſtein Henrietten die Hand. Er ſprach nicht; aber ſie ſah wohl, daß er tief bewegt war. Ihre Thränen brachen hervor; ſie vermochte ſich nicht mehr zu halten. „O Adolph!" rief ſie mit ausbrechendem Schluchzen: „Wann ſehen wir uns wieder!" — Er trat zurück und ſah ſie ernſt an. „Wünſchen Sie mich denn bald wieder zu ſehen?" fragte er halb bitter, halb zärtlich. Henriette hob die gefalteten Hände empor. „O mein Gott!" rief ſie, und ihre Thränen ſtrömten unaufhaltſam. Der Ton drang an ſein Herz; es war der Ton der innigſten Liebe, des wahrſten Schmerzes. Bewegt, entzückt ſchlang er den Arm um ſie, und drückte ſie feſt an ſeine Bruſt. „Ich komme bald, recht bald wieder, theures Mädchen, vielleicht eher als du glaubſt." „O Adolph!" ſagte ſie ſanft weinend, den Kopf an ſeine Bruſt gelehnt: „Meine Tage werden ſehr — ſehr einſam ſein." Er küßte ſie auf die Stirn — ſie erröthete und zitterte. „Meine theure, meine geliebte Henriette! — Ich komme bald wieder! ich kann nicht leben ohne dich!"

In dem Augenblicke rief der Graf, der ſchon eine Weile im Wagen ſaß, nach ſeinem Schwager. Der Oberſt riß ſich aus Henriettens umſchlingenden Armen, ſtieg ſchnell ein und die Wagen donnerten durch das Schloßthor und über die Brücke.

Henriette ſtand noch eine Weile wie betäubt — verſunken in Wehmuth, Freude und

unnennbarer Liebe. Dann stieg sie langsam die Stufen hinauf, trat in das einsame Zimmer, setzte sich auf den Platz, wo Adolph gesessen hatte, und weinte sich recht müde. Endlich stand sie auf, besuchte noch einmal mit offenen Armen alle Stellen, wo sie so oft mit ihm gesprochen, gelesen, gesungen hatte, den Platz, wo sie ihn das erste Mal sah, nahm von jeder dieser Freuden Abschied, warf sich dann in den Wagen und fuhr durch den dicken December-Nebel in ihr einsames Schloß.

Nur ein Gedanke erhellte ihre trübe Einsamkeit — die Hoffnung — beinahe die Gewißheit war, daß Adolph mehr als Freundschaft, daß er wirklich Liebe für sie empfinde. Aber je süßer ihr diese Zuversicht war, je ängstlicher dachte sie an die Lockungen der Stadt. Nur seine Briefe, in denen er mit solcher Wärme von seinem genossenen Glück und mit solcher Sehnsucht von dem Wiedersehen sprach, stillten ihre Sorgen und machten ihr die Einsamkeit erträglich.

Was sie verhergesehen hatte, war auch geschehen. Der Oberste war kaum in den Zirkeln erschienen, in welche ihn seine Geschäfte und frühere Bekanntschaften zogen, als von allen Seiten Pläne auf ihn gemacht wurden, und die lieblichsten Frauen und Mädchen ihm überall entgegen kamen. Er unterhielt sich mit einigen; er fand hier und dort blendende Reize, ein schimmerndes Talent, eine gutmüthige Stimmung — aber nirgends, nirgends in so schönem Vereine, diese stets gleiche Heiterkeit, diese milde Güte, und, bei so viel Gefühl, als bei Henrietten. Jedes Mal kam er mit der festern Ueberzeugung nach Hause, daß kein Weib auf Erden so für ihn passe, ihn so glücklich machen könnte, als sie; aber je lebhafter diese Ueberzeugung wurde, je tiefsinniger ward Almstein. Sophie bemerkte es; sie drang mit schonender Liebe in ihn, und er gestand ihr endlich seine Empfindung für Henrietten, er sagte ihr, daß, wenn sie sich jetzt noch entschließen könnte, seine Hand anzunehmen, er einer so heitern, so glücklichen, Zukunft entgegen sehe, wie niemals, selbst nicht in den Tagen der Blüthe seiner Gesundheit. Sophie war innig erfreut; ihr Vergnügen malte sich auf der röthenden Wange in dem leuchtenden Auge.

Dem Obersten kam diese Freude etwas voreilig vor; aber Sophie versicherte ihn, daß sie von der Einwilligung Henriettens fest überzeugt sei, — sie hieß ihn guten Muthes sein und bot ihm an, an sie zu schreiben. Er nahm es im ersten Augenblicke an; dann aber entschloß er sich, selbst zu reisen und sein Urtheil abzuholen. Der Plan hatte zu viel Interesse für ihn, um ihn länger zu verschieben, und die Abreise wurde auf den folgenden Tag festgesetzt.

Vier Wochen waren verflossen, seit Henriette ganz einsam, nur in Erinnerungen ihres Glückes und in unbestimmten Hoffnungen für die Zukunft lebte. An einem trüben Abende, den kein Stern erhellte, wo düstere Nebel über die entlaubten Wälder bis in das schmale Thal herab hingen, durch welchen der Weg nach Festenberg sich schlängelte, saß sie am Fenster ihres Cabinets und blickte ernst und trauernd in die Winternacht hinaus. Da sah sie von fern sich einige Lichter bewegen, sie schienen die Straße herauf durch's Thal zu kommen. Zuerst glaubte sie, es wären Landleute, die mit Leuchten den Weg nach der Heimath suchten. Endlich hörte sie ein fernes Rasseln — es war ein Wagen — eine süße Ahnung ergriff ihr Herz — die Lichter kamen näher, sie lenkten den Weg am Hügel herauf gegen das Schloß; jetzt waren sie am Thore, sie erkannte das Wappen ihres Hauses — Almsteins Equipage — er war es.

Zitternd vor Ueberraschung und Freude eilte sie hinaus; im Vorsaale trat er ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen. Aller Furcht, aller Proben vergessend, flog sie mit einem Schrei der Freude an sein Herz. Ihn hatte sein überströmendes Gefühl stumm gemacht; er drückte sie an seine Brust, ohne sprechen zu können. Erst als sie im Cabinette ruhig nebeneinander saßen, als der Freudentaumel vorüber war, fanden sie beide Worte, um sich zu sagen, wie schmerzlich sie sich entbehrt, wie sehr sie sich nach einander gesehnt hätten, wie unmöglich es Adolph gefunden, länger ohne sie zu leben. Nach und nach aber wurde er stiller; er schien zerstreut, und mit einem herschenden Gedanken

beſchäftigt. Henriette bemerkte es, und fragte ihn liebevoll. „Ich habe Ihnen eine wichtige Frage zu thun," hob er nach einer Weile an, „und ich muß Sie bitten, ſie mir ganz aufrichtig nach der ſtrengſten Wahrheit zu beantworten." Sie verſprach es.

„Warum haben Sie zwei Mal beſtimmt meine Hand ausgeſchlagen? Was war die Urſache ihrer damaligen Abneigung gegen mich?"

„Abneigung?" fragte Henriette erröthend und ſchlug die Augen nieder, ohne zu ſprechen.

Der Oberſt drang in ſie; — ſie geſtand ihm endlich, daß der Abſtand zwiſchen ſeiner und ihrer Geſtalt — ſeine erſten Hoffnungen auf ihre ſchöne Schweſter, ihre Furcht vor dem Spotte der Welt, vor ſeiner künftigen Reue, ſie dazu vermocht hätten.

Almſtein hörte ihr ſchweigend und ernſt zu. „Sie glauben alſo," hob er endlich an, „daß vollkommene Gleichheit der Umſtände zu einer glücklichen Ehe nothwendig ſei? daß Keines dem Andern auch nur das Geringſte aufopfern, Keines das Andere auch nur in einem noch ſo unweſentlichen Punkte übertreffen dürfe? Glauben Sie das wirklich, mein Fräulein?"

Almſteins Ton war ſo ernſt. — Sie ſchwieg ängſtlich. — Sie ahnete das Verfängliche in dieſer Frage. „Nur eine wahre Liebe," antwortete ſie nach einigem Nachdenken, „eine ſolche, die kein Opfer ſcheut, weil ſie keines zu bringen glaubt, weil Alles, was ſie für den geliebten Gegenſtand thut, ihr ſüß und leicht wird — nur eine ſolche Liebe kann auch größere Verſchiedenheiten ausgleichen. Aber dieſe konnte ich damals nicht von Ihnen erwarten."

„Und würden Sie einer ſolchen Liebe fähig ſein?" Seine Stimme war gedämpft, beinahe zitternd; er ſah ihr ernſt und ſtreng forſchend in's Auge.

Sie wurde noch ängſtlicher; ſie fühlte die Bewegung, in der er war — ſie ſah ihn an — der Blick hätte ihn ſollen in ihr volles liebendes Herz ſchauen laſſen — aber ſeiner geſpannten Stimmung genügte der Blick nicht — Sie ſchlug die Augen nieder.

„Könnten Sie ſich entſchließen?" fuhr er noch immer ernſt fort, bis am Ende der Rede ihn die Empfindung hinriß; „Könnten Sie ſich entſchließen, das unaufhörliche Opfer zu bringen, allen Freuden der Jugend und Geſelligkeit zu entſagen, und ſich an die Perſon — vielleicht ſpäterhin an das Krankenlager eines hypochondriſchen, freudenloſen Mannes zu feſſeln, um ihm Alles zu ſein, um ſein ganzes Glück auszumachen, um ſein Leben zum Himmelsgenuſſe zu erhöhen, ſein — —"

„Ich bin entſchloſſen, alles für dich zu thun!" rief Henriette, und warf ſich mit Thränen in ſeine Arme.

Der Oberſt ſchloß ſie feſt an ſein Herz. Ihr Geſtändniß machte ihn unausſprechlich glücklich, aber noch wagte er es nicht, ſich dem ſüßen Zauber ganz zu überlaſſen.

„Haſt du dich auch geprüft, meine Henriette? Wir kennen uns nur kurze Zeit; Mitleid, Achtung haben ſchon ſo oft manches ſchöne Herz getäuſcht, eben weil es ſchön war. Iſt es Liebe, was du für mich fühlſt?"

Sie richtete ſich auf. Sie ſah ihn mit leuchtenden Augen an. Der Edelmuth ſeiner Geſinnungen erhob ihr Weſen zu einer klaren beſonnenen Höhe. „Höre mich an, Adolph — und dann entſcheide!" ſagte ſie: „Ich habe Dich geliebt, als ich Dich das erſtemal ſah, ich floh Dich, weil mein Herz in Deiner Gegenwart zu ſchmerzlich litt; ich ſchlug Deine Hand aus, weil ich wußte, daß Du mich nicht lieben konnteſt. Ich wollte mein Vermögen mit Dir theilen, um ſo viel in meiner Macht ſtand, für Dich zu thun, und ſchlug Dein Anerbieten zum zweiten Mal aus, weil ich einſah, daß nur Deine Großmuth Dich dazu bewogen hatte. Aber als Du verwundet wardeſt, als ich wußte, daß Du der Theilnahme, der Sorgfalt eines treuen, liebenden Weſens bedurfteſt, da ſchwand jede Rückſicht, da ſtand der Entſchluß in mir feſt, Dein Schickſal zu theilen und für Dich zu leben, zu thun, was in meinen Kräften ſtand. — Jetzt urtheile, Adolph, ob ich Dir ein Opfer bringe, wenn ich Deine Hand annehme!"

Stumm vor Rührung und Entzücken ſank Adolph an ihr Herz. Er war nun überzeugt, daß er eben ſo glücklich mache als wurde, und in wenig Wochen feierte die gute Schweſter, die den Liebenden nun mit einer Art Triumph ihre längſt gemachten Beobachtungen mittheilte, und ihren Scharfblick loben ließ, die Verbindung des glücklichen Paares in Feſtenberg.

Schlüsselburg.

Von Isidorus Orientalis.

An einem schönen Wintermorgen des Jahres 1754 trat die Zarin, gefolgt von einigen Höflingen, aus ihrem Arbeitskabinet und begab sich auf die Terasse des kaiserlichen Palastes. Sie schien bekümmert und, von irgend einem Gegenstande lebhaft bewegt zu seyn. Ihr Gang, bald rasch bald langsam und unterbrochen, verrieth die innere Aufregung von welcher sie ergriffen war. Oft hafteten ihre Blicke auf dem Boden, dann erhoben sie sich wiederum lebhaft und durchdringend, gleichsam als wollte sie mit ihnen den Morgennebel durchbrechen. Abwechselnd horchte sie auch aufmerksam auf, um mitten unter dem verworrenen Lärmen der Stadt, welcher bis zu ihr drang, ein ihr erwünschtes Geräusch herauszufinden.

Auf den Gesichtern ihres Gefolges malte sich ebenfalls, wiewohl in geringerem Grade, Unruhe und Besorgniß. Nur mit leiser Stimme wagte man es sich zu unterhalten, und heimliche und argwöhnische Blicke begegneten sich.

Nichts desto weniger war Petersburg ruhig, und dem Scepter der deutschen Catharina unterworfen, schien die Stadt selbst die Erinnerung an die Familie des großen Zaren und seines letzten Sprößling's verloren zu haben.

Seit zwei Jahren lag Peter III. in seinem blutigen Grabe und ungeachtet der Geburt Paul's, wußte Jedermann, daß mit Peter das Geschlecht der Romanoff's untergegangen war. Zuweilen wurde zwar noch unter den Truppen und dem Volke ein Namen genannt, aber man wagte es nur ganz leise diesen Namen auszusprechen. Und war nicht auch dieser Name eine ganz eitle, vergebliche Hoffnung? Jener Iwan, von dem man behauptete, er lebe noch und der, kaum fünfzehn Monate alt, vom Throne gestoßen u. seitdem eingekerkert worden war, lebte er wirklich noch? Hatte er fünf und zwanzig Jahre lang die Qualen der Einsamkeit und Gefangenschaft zu ertragen vermocht, ohne ihnen zu erliegen, und hatte er in der Festung Schlüsselburg sein trauriges Leben ausgehaucht? diente sie ihm zum Begräbniß, oder noch im immer zum Gefängniß?

In der Ungewißheit über diese Fragen, hatte die junge Hauptstadt des Reichs sich schweigend und entsagend der Herrschaft der Fremden gehorsam unterworfen.

Eine ganz andre Stimmung herrschte aber in der eigentlichen, alten Hauptstadt der Zaren, in Moskau, jener heiligen Stadt, wo sich seit zwei Jahren Schmerz und Unwillen laut aussprach. Jede Woche, ja jeder Tag, führte einen neuen Aufruhr herbei, welche durch die häufigen Hinrichtungen nicht unterdrückt werden konnten, und sowohl in dem Aufruhrgeschrei, als in den Gebeten der Moskowiten, drang der Name: „Iwan" bis zu Catharina's Ohren und denen ihrer Offiziere. Schlüsselburg war der Polarstern, auf den sich Aller Blicke sehnsuchtsvoll richteten.

Am Abend vorher hatte Catharina einen Brief von Orloff erhalten, der ihr einen neuen Aufstand ankündigte, bedeutungsvoller und gefährlicher, als die vorhergehenden. Ganz Moskau schien sich, gleich einem Manne, mit dem Schwur und in der Absicht erhoben zu haben, die Gemahlin des Zaren zu entthronen und Iwan aus seinem Gefängnisse zu befreien. Bei dem Lesen dieses Briefes hatte Catharina gelächelt und sich auf die Lippen gebissen; aber seitdem waren vierundzwanzig Stunden verflossen, ohne daß sie eine neue Botschaft erhalten hätte, und sie konnte ihre Unruhe nicht mehr bemeistern.

Plötzlich öffnete sich die Thür des Saales, welche nach der Terrasse führte und ein junger

Mann, gekleidet in die Uniform eines Adjutanten, stürzte der Kaiserin entgegen.

Catharina verstand es, in diesem Augenblicke ihre Ungeduld zu bezähmen, und sich selbst beherrschend, empfing sie mit fester, ruhiger Hand das Schreiben, welches ihr der junge Mann knieend überreichte. Aber — während sie so den Brief, der vielleicht ihr Schicksal entschied, in ihrer Hand hielt, konnte sie sich, aus einem, nur dem Weibe eigenthümlichen, Eigensinne nicht enthalten, den Anstand, die Anmuth und Liebenswürdigkeit zu beobachten, womit Orloff's Adjutant sich vor ihr neigte. Ihr fester Blick haftete auf dem Krieger. Dieser erröthete vor Freude bei dem Gedanken: daß er der Gegenstand einer Prüfung sei, die zwar kurz und schweigend, aber doch zugleich so ungemein beredt war. Was hier vorging, hätte wohl auch einem festeren Manne, als einem jungen Adjutanten, den Kopf verdrehen können!

Catharina war damals noch im vollen Glanze ihrer Schönheit und ihrer, ein wenig männlichen Gestalt war das Siegel wahrhaft königlicher Würde aufgedrückt.

Bei Hofe war es schon nicht mehr unbekannt, daß Gregor Orloff's Stern zu bleichen begann und, da der kaiserliche Himmel der Sterne nicht lange Zeit entbehren konnte, so war das, was hier vorging, ganz geeignet, Hoffnungen für die Zukunft zu erwecken.

Endlich öffnete Catharina langsam das Schreiben, gleichsam, als wäre sie sicher, daß sie das finden werde, was sie in demselben zu finden hoffte. Mit einem Blicke durchlief sie Gregor's Brief, der ziemlich kurz war, und überdem wußte Catharina schon voraus, was darin stehen würde: er handelte von Hinrichtungen, Güterkonfiskationen, Verweisung nach Sibirien, und Moskau war wiederum für ein Paar Tage ruhig. Indem sie das Blatt umwendete, verrieth Catharina's Blick plötzlich eine auffallende Verwirrung; ihr Auge belebte sich sichtbar und ihre Lippen öffneten sich wie zu einem stummen Seufzer.

„Wen stellt dieses Bild vor?" fragte sie erstaunt den Grafen Stettoff, indem sie ihm eine allerliebste Skizze zeigte, welche auf die zweiten Seite des Briefes geheftet war und die das unaussprechlich schöne Profil eines jungen Mannes enthielt. Eine hohe blasse Stirne, große, herrlich blaue, ein wenig niedergeschlagene Augen, ein zarter, aber tiefer Blick, stimmten vortrefflich mit dem süßen, aber gewissermaßen traurigen Lächeln des schön gerundeten Mundes; es war ein liebliches, edles, aber schwermüthiges Bild.

„Fürst Gregor hat wohl vergessen Ew. Majestät etwas darüber zu schreiben," antwortete der Adjutant, „aber, ich bin im Stande, diese Lücke ausfüllen zu können, denn ich erkenne in diesem Bilde die Züge des Prinzen Iwan!"

Catharina erbebte und, ohne irgend etwas zu antworten, hafteten ihre Blicke auf der, sie so mächtig ergreifenden Skizze. Dann dankte sie zerstreut dem Adjutanten durch eine Handbewegung, und begab sich an das Ende der Terrasse, wo sich dem Blicke des Beschauers eine reizende Aussicht eröffnete. Hier erblickte man ganz Petersburg und die umliegende Landschaft. Catharina betrachtete abermals das kleine Bild und wendete sich dann gegen Morgen; Adlerblick suchte an dem Horizonte die düstre Festung Schlüsselburg.

2.

Es war sieben Uhr Morgens. Einige Lichtstrahlen drangen durch die kleinen Fenster, verloren sich bis in die Tiefe des Zimmers und verbreiteten sich hier über die schöne, aber bleiche Gestalt eines auf seinem Bette hingestreckten Schläfers. Iwan erwachte; aber der liebliche Traum, der ihn ergötzt hatte, stach so fürchterlich gegen die kalte Wirklichkeit ab, daß er sich, wiewohl vergeblich, bemühete, abermals einzuschlafen. Unwillig über diese erfolglosen Versuche erhob er sich endlich mit der Nachlässigkeit eines Gefangenen, von seinem Lager. Er warf einen Blick auf das, in der andern Ecke des Zimmers stehende Bett, wo sein Stubengenosse noch fest schlief und schnarchte, den ihm die hohe Gunst der Kaiserin zugestanden hatte. Es war dieß ein Offizier der Garnison, der jeden Morgen abgelöset wurde und dessen Auftrag darin bestand, den Gefangenen sogleich zu tödten, sobald man einen Versuch machen würde, ihn zu befreien.

Die alte, gemeine Gestalt seines jetzigen Wächters war Iwan zu genau bekannt, als daß er sich hätte damit beschäftigen mögen, sie näher zu betrachten. Er trat daher an das Fenster, welches er öffnete und, indem er seine blonden Locken strich, ließ er den kalten Morgenwind nach Gefallen mit ihnen spielen, während seine Blicke zerstreut auf dem Schauspiele hafteten, welches sich jetzt vor ihm entwickelte.

Der Ladoga-See, dieses recht eigentliche Binnenmeer, welches Petersburg von dem baltischen Meere trennt, dehnte, gleich einer unzemessenen Fläche, seinen Eisspiegel am Fuße des Schlosses aus. Der Aufgang der Sonne erzeugte einen leichten Nebel, der den Himmel verschleierte und Erde und Himmel zu einer einzigen bleichen Masse vereinigte. Einige dünnere Stellen in der Nebelmasse, ließen Lichtstreifen durchschimmern, die sich auf dem Eisspiegel in den tausendfarbigen Abwechselungen des Prisma, brachen, und stellten so dem Auge Iwan's die ganze Gegend im Schimmer des Regenbogens dar.

So sehr auch Prinz an diese wildschöne Natur gewöhnt war, so machte sie doch auch heut auf ihn einen mächtigen Eindruck, und wiegte ihn in unbestimmte Träume, denen er sich weder entziehen wollte noch konnte. Rußland grenzt an sien, und man begegnet hier, bis auf den moskowitischen Bauer herab, den Farben und herrlichen Gestalten des Orients. Während der langen Gefangenschaft des Prinzen, hatten Beide sich in einem hohen Grade ausgebildet, und noch obenein durch seine Traurigkeit und eine gewisse Schwärmerei, einen neuen Reiz gewonnen. War nicht dieser dicke, graue Nebel ein Bild seines trüben, aller Blüten beraubten Lebens? Und diese glänzende Oberfläche, auf der sich tausendfarbig das Licht brach, enthielt sie nicht ein treues Gemälde jener Welt, die er sich so reich an Schimmer und Vergnügen dachte? Dieser prächtige Farbenschuck, den ihm jeder verirrte Lichtstrahl zuführte, war er nicht ein Theil jener Liebe, jenes Glücks, von welchem er eben so, wie von der goldenen Freiheit, träumte, und deren Daseyn sich ihm, wie eine bittere Verhöhnung, ankündigte?

Iwan war damals sechsundzwanzig Jahre alt. Ein würdiger Nachkomme Peter's I verband er, mit einem rüstigen Körper, eine glühende Seele, und dennoch — hatte er noch nie geliebt. — Noch niemals war der süße Zauber einer weiblichen Stimme bis zu seinem Ohre gedrungen, und hätte er nicht zuweilen, von der Höhe seiner Wohnung herab, einige rohe Bauernweiber gesehen, er würde nicht gewußt haben, daß es außer dem Seinigen noch ein anderes Geschlecht auf der Welt gebe.

So, seinen schwermüthigen, traurigen Betrachtungen hingegeben, mit einem Herzen voll Bitterkeit, und fast erstarrt von dem eisigen Winde, welcher, von dem See herauf, ihn anwehte, klagte er die Vorsehung an, daß sie ihm in Leben nicht raube, das doch so öde und freudenleer sei; da fühlte er sich leicht am Arm ergriffen und eine sanfte Stimme rief ihm mit einer gewissen Frohlichkeit zu: „Mein Prinz, der Wind geht sehr kalt!"

Iwan wendete sich schnell um und bemerkte nun erst, daß er sich zwei Stunden lang jenen trüben Träumereien hingegeben hatte. Während dieser Zeit war sein alter Wächter aus seinem Schlafe erwacht und hatte eiligst seine Uniform angezogen, unter lauten Flüchen über den unglückseligen Gedanken des Prinzen, der diesen vermocht habe, einem Luftstrom Eingang in das Zimmer zu gestatten, welcher geraden Wegs von Sibirien herkomme. Indeß hatte er sich doch endlich beruhigt, vornämlich durch die Aussicht, daß er bald von seinem Posten abgelöst würde.

Sein Nachfolger, weniger abgehärtet und ungeduldiger als Jener, hatte sich vergebens bemüht, das Feuer wieder anzuschüren, das die ganze Nacht im Kamin geglimmt hatte und den Prinzen durch ein bedeutungsvolles Husten aus seinen Träumereien zu erwecken. In voller Verzweiflung hatte er sich entschlossen, den theilnahmlosen Gefangenen selbst unmittelbar anzureden.

Iwan wendete sich um. Die Stimme, welche er vernahm, berührte mächtig die Saite der Liebe und Hingebung, die in diesem Augenblicke in seiner Seele anklang. Es war eine volle, reine, wohltönende Stimme, und indem Iwan

den betrachtete, welcher ihn angeredet hatte, war er nicht weniger erschüttert, als Jener.

Er kannte alle Offiziere der Besatzung von Schlüsselburg, aber niemals hatte er den gesehen, welcher jetzt vor ihm stand. Der Neuangekommene trug die Uniform eines Majors des Preobraschenskischen Garderegiments, und in der That, diese Uniform stand ihm hinreißend schön. Seine mittelmäßig große Gestalt zeigte sich in dieser Kleidung so vortheilhaft, seine schönen Körperformen entwickelten sich darin so vollständig gerundet, die lebhaften Farben der Uniform unterstützten in so hohem Grade den Glanz seiner Augen und sein reizendes Gesicht, daß Iwan nicht umhin konnte, ihn mit Bewunderung zu betrachten. Diese Betrachtung verlängerte sich in dem Maße, daß dadurch der junge Mann, so sehr er auch Soldat war, in Verlegenheit gerieth; er erröthete, und indem er mit der Hand auf das Fenster deutete, versuchte er es, durch diese stumme Bitte dem Prinzen seine erste Bemerkung in das Gedächtniß zurückzurufen.

Der Prinz beeilte sich, das Fenster zu schließen, indem er sich zugleich gegen den Offizier leicht verbeugte. Dieses Zeichen von Höflichkeit entschlüpfte ihm gleichsam unwillkürlich. — Aber weit entfernt, jene Zuvorkommenheit zu bereuen, schickte er sich vielmehr an, seinen jugendlichen Wächter in dem, ihnen gemeinschaftlich gehörigen Zimmer, förmlich zu begrüßen u. willkommen zu heißen. Nachdem er ihn auf einen Lehnsessel am Kamin hatte niedersetzen lassen und eine Flasche französischen Wein zwischen ihn und sich gestellt hatte, ließ er sich, ihm gegenüber, nieder und versank, ohne ein Wort zu sprechen, wieder in jene Betrachtungen. — Aber fortwährend war sein Auge auf seinen jungen Wächter gerichtet.

Nach und nach wurde Iwan, in Folge der einschmeichelnden Gewandtheit des Majors, mittheilender. Sein herrliches, aber tief betrübtes und gepreßtes Gemüth, fühlte lebhaft das Bedürfniß, sich mitzutheilen, und bedurfte dazu nur der Annäherung einer gleichgestimmten Seele. Ohne sich erklären zu können, was in ihm vorging und unwillkürlich flößte ihm jener junge Offizier, den er doch nur erst seit wenigen Augenblicken kannte, Vertrauen u. wahrhafte Bruderliebe ein. Er sah ihn mit thränenschwerem Blicke an und drückte ihm freundlich die Hand.

„Fedor!“ sprach er zu ihm, nach einer langen vertraulichen Unterhaltung, „ich verdanke Ihnen den schönsten Tag, dessen ich mich zu erinnern vermag. Ich preise Gott, daß er uns einander zuführte, denn ich fühle, daß wir für einander geschaffen sind. In Ihrer Nähe empfinde ich die heilige, reine Flamme der Freundschaft in ihrer ganzen Gewalt und, wenn meine glühenden Träume mich nicht belehrten, daß der Mann noch nach einem größeren Glücke strebt, ich würde mich für vollkommen glücklich halten!“

„Sie sind also,“ antwortete Fedor mit einschmeichelnder Stimme, „dem Kinde zu vergleichen, das die Liebe noch nicht kennt!“

„Ich beschwöre Sie,“ entgegnete der Prinz bittend, „vermehren sie den Schmerz, welchen ich ohnehin empfinde, nicht noch durch solche Bemerkungen!“ ....

„Sollte denn Gott wollen, daß Sie immer so leiden müßten? ..... Es wird einst ein Tag kommen, ja vielleicht wird er bald anbrechen, wo auch Sie den glänzenden Hof schauen, und wo zu ihren Füßen die Perlen Rußland's, jene Frauen mit ihrem süßen Lächeln, ihren brennenden Augen, nach einem Blick von Ihnen geizen werden!“

„Genug!“ murmelte Iwan mit, vor innerer Bewegung erstickter Stimme.

„Vielleicht,“ bemerkte der Offizier abermals, „wird Catharina selbst“ .....

„Catharina!“ wiederholte der Prinz, indem er von seinem Sessel aufsprang. Der Ton seiner Stimme, mit dem er diesen Namen aussprach, war so rauh, sein Blick so aufgebracht, und bezeichnete zugleich einen so hohen Grad von Unwillen und Verachtung, daß Fedor, gewissermaßen erschreckt still schwieg.

Lange Zeit ging Iwan, sehr aufgeregt, in dem Zimmer auf nieder, ohne ein Wort zu sprechen. Fedor verfolgte ihn mit seinen Blicken, in denen sich eine ganz eigenthümliche Aengstlichkeit malte. Endlich näherte sich der Prinz dem jungen Manne und ergriff ihn bei der

Hand. „Fedor!“ sprach er ganz ruhig zu ihm, „sprechen Sie in meiner Gegenwart unter keinerlei Umständen diesen Namen aus! Ich beschwöre Sie darum!“

Der Major erwiederte auf dieses Verlangen nichts. Er schwieg; er schien in seinem Innersten einen Kampf zu bestehen, und ein seltsames Lächeln spielte zuweilen um seine Lippen. Endlich sprach er, indem er wie ein Mensch, der über das, was er zu thun gedenkt, mit sich einig geworden ist, das Haupt erhob, zu sich selbst: ‚Nun, wir werden ja sehen!‘

Von diesem Augenblicke an wurde das Benehmen des Offiziers noch viel einnehmender und liebenswürdiger, als vorhin. Iwan hörte ihm entzückt zu u. verschlang den schönen Jüngling fast mit seinen Augen. Sein Geschwätz sprühete Funken und begeisterte. Er schien viel gelebt und viel geliebt zu haben, kannte, wahrhaft bewundernswerth, den ganzen Kaiserhof auf das Genaueste, und entwickelte dem Prinzen die dort herrschenden Sitten und Gebräuche, was für den Gefangenen in der That etwas ganz Neues war. Er theilte dem Prinzen nach und nach das verborgene Feuer jenes weichlichen Lebens mit, welchem man in dem Winterpalaste und der Eremitage begegnete. Durch seine hinreißenden Schilderungen von den Schönheiten des Hofes verwandelte er bald die nackten und traurigen Wände des Gefängnisses in Schlüsselburg in einen reizenden Garten voller Blumen und herrlichem Grün. Aber immer ließ er noch einen Platz offen für diejenige, der seine Huldigungen zuerst gebührten, deren Namen er nicht mehr zu nennen wagte: für die große Kaiserin, deren Namen jeder Russe abgöttisch verehrte.

Unter solchen Gesprächen verfloß der Tag viel zu schnell für Iwan's Wünsche. Dem unglücklichen jungen Mann war der Kopf ganz verdreht worden von dem, was er gehört hatte. Er stand recht eigentlich in Flammen. Die ganze Kraft des Geschlechts der Romanoff schien in dem aufgeregten Gemüthe des Prinzen wieder aufzuleben. Unwillkürlich fühlte er ein Zittern in seine Gliedern, und tausend glühende Visionen rauschten an seinem geistigen Auge vorüber.

Die Nacht war bereits weit vorgerückt, als die beiden Freunde erst daran dachten, sich zur Ruhe zu begeben. Der Prinz zeigte Fedor das für ihn bestimmte Bett, welches sich in der andern Ecke des Zimmers befand. Er selbst blieb vor dem erloschenen Kaminfeuer sitzen, den Kopf auf seine beiden Hände gestützt. Nach einiger Zeit näherte sich ihm Fedor u. klopfte ihn sanft auf die Schulter. Iwan wendete sich um.

„Ich glaubte, Sie wären schon zu Bett gegangen“, sprach er zu ihm.

„Sie selbst, mein Prinz! werden Sie denn nicht schlafen?“ erwiederte Jener.

„Sie haben Recht“, bemerkte Iwan, und erhob sich.

Fedor wollte ihn begleiten und ergriff deshalb das Licht. Allein in Folge einer ungeschickten Bewegung ließ er es fallen. Das Licht verlosch. Vergeblich suchte Jener in dem Kamin nach einer Kohle, um es wieder anzünden zu können. Endlich beruhigten sich beide junge Leute lachend, um so mehr, da der Mond das Zimmer erhellte, auf dessen Hülfe sie nicht gerechnet hatten.

Fedor warf sich ganz angekleidet auf das das Bett. Plötzlich ertönte aus dem andern Ende des Zimmers ein heftiger Schrei, und Iwan stürzte sich mit hochklopfendem Herzen und feuchten Augen auf das Bett des Offiziers. Er ergriff dessen beide Hände, bedeckte sie mit Küssen und Thränen, und rief mit zitternder Stimme: „Mein Herz betrog mich nicht in Deiner Nähe! Du bist ein Weib, ein Engel, der aus dem Himmel in mein elendes Gefängniß herabgestiegen ist!“

Fedor erwiederte nichts.

„Sieh hier!“ rief Iwan, und hielt seinem Gefährten eine lange Flechte schöner, kastanienbrauner Haare vor die Augen, welche unter der gepuderten Perücke des Majors hervorgekommen waren, „haben die russischen Gardeoffiziere solche Haare?“

Sie antwortete nur durch ein sanftes Lächeln.

Auf ihren Arm gestützt und ihre Blicke fest auf das schöne Gesicht des Prinzen geheftet, spielte sie nachlässig mit der andern Hand mit ihren Haaren.

„Ja, Iwan!“ sprach sie endlich, „ich liebe

Dich! Ich habe diese Verkleidung gewählt, um bis zu Dir zu gelangen. Ich sage es Dir heut' wohl oft, daß das Glück Dir nicht mehr fern sei. Es ist da, es liegt in Deiner Hand, wenn Du mich lieben willst."

Iwan antwortete nicht. Hingerissen von Entzücken lauschte er der ihm so ganz unbekannten Musik dieser himmlischen Stimme, und schon längst hatte sie aufgehört zu sprechen, da tönten noch immer in seinem berauschten Herzen jene herrlichen, unaussprechlich süßen Klänge. Endlich fand er Worte. Aber er vermochte weiter nichts herauszubringen, als die Bitte: „O! sprich weiter, sprich immer!"

Es war dieß eine in der That hinreißende Scene voller Anmuth und Verschämtheit, welche hier, in dem Gefängnisse von Schlüsselburg, von dem silbernen Lichte des Mondes beleuchtet wurde.

Mitten unter jenen Liebesbetheuerungen, nach denen Iwan's glühende Seele lechzte, fand er doch seine Besonnenheit wieder. Verstört blickte er um sich, seine Züge waren gänzlich verändert.

„Was ist Dir, Iwan?" sprach die junge Frau und schmiegte sich an ihn.

Der Prinz zog sie nach dem Fenster u. stellte sie so, daß der Mond ihr Gesicht beleuchtete. — Schnell öffnete er seine Weste und zog daraus eine Kapsel hervor.

„Höre!" sprach er mit zitternder, gepreßter Stimme: „Dir zu sagen, was ich jetzt empfinde, übersteigt alle menschliche Kräfte. Zwei Worte von Dir haben mir ein Leben eingehaucht, gegen welches die Leiden der sechsundzwanzig Jahre, die der heutigen Nacht vorangingen, Nichts, gar Nichts sind, und sollte ich noch einmal so lange in meinen Fesseln schmachten, so würde die Erinnerung an diese Nacht hinreichen, mich glücklich zu machen. Du hast mir die Schönheit, die Liebe enthüllt!... Wenn ich von jetzt an die heilige Patronin von Rußland anrufen will, kann ich sie nur unter Deinen Zügen anrufen!... Aber auch der Satan kann sich in die Formen der Schönheit hüllen, und um meine Wächter zu betrügen, um das scharfe Auge meiner allmächtigen Feinde zu täuschen, mußt Du entweder Satan, oder — die Kaiserin sein! Ich fürchte mich förmlich davor, daß Du Katharina sein könntest!"

Die junge Frau erhob ihr Auge und blickte Iwan an; seine ganze Gestalt war so erschreckend, daß sie fühlte, wie heftig sie zitterte.

„Du antwortest nicht?" hob Iwan wieder an. „Diese Kapsel enthält eine heilige Reliquie, das einzige Andenken von meiner Mutter, welches man mir gelassen hat. So gottlos auch die eingedrungene Machthaberin sein mag, sie würde es doch nicht wagen, Gott und den Todten gegenüber zu lügen. So schwöre mir denn, daß Du nicht Katharina bist!"

„Gnade, Iwan!" rief die Kaiserin, überwältigt von der Begeisterung des jungen Fürsten und fiel vor ihm auf die Knie nieder.

Eine Wolke verhüllte in diesem Augenblicke die Scheibe des Mondes u. das Zimmer wurde völlig dunkel.

So blieb sie schweigend einige Zeit liegen. Dann wurde ein leises Geräusch hörbar, hervorgebracht durch die Seufzer des Jünglings, die er nicht unterdrücken konnte. Katharina weinte vor Liebe und Wuth. Sie vernahm jene Seufzer und ungeachtet der Dunkelheit erhob sie sich und ging gerade auf das Bett des Prinzen zu. Er lag an der Erde auf den Knieen und drückte krampfhaft seine heilige Reliquie an das Herz. Dann bedeckte er sein Gesicht mit den Kissen des Bettes, um seine Thränen, die Zeugen seiner Schwäche, zu verbergen.

„Iwan!" sprach Catharina mit ihr durchdringenden Stimme: ich liebe Dich seit wenigen Stunden mehr, als ich jemals geliebt habe, mehr, als ich jemals lieben werde. Du hassest mich und glaubst mich zu kennen! Armes, betrogenes Kind! Du bist in der Einsamkeit des Gefängnisses aufgewachsen, und maßest Dir an, über die Welt und ihre Stürme urtheilen zu wollen? Du hassest mich! Nun wohl! Dieser Haß schärft nur meine Liebe... liebe mich, Iwan! Ich bitte dich auf meinen Knien, zu Deinen Füßen,... liebe mich!... O! liebe mich!" wiederholte sie leidenschaftlich: „denn Du kennst Catharina nicht!"

Iwan erhob sich langsam und befreite seine

Hand, deren sich die Kaiserin bemächtigt und die sie an ihren Mund gedrückt hatte.

„Ich sollte Catharina nicht kennen?“ sprach er: diese Mauern sind noch nicht dick genug, daß sie alles Geräusch von außen her abhalten könnten. Ich sollte sie nicht kennen? Ich sollte nicht kennen das Weib, welches sich des Thrones bemächtigt hat, der mir gebührt? — Die grimmige, unversöhnliche Feindin der letzten Ueberreste meines Stammes? Bis hierher, Catharina! kannte ich Sie nur dem Namen nach. Was haben Sie mit meinem Volke gemacht, das laut seinen Kaiser verlangt, und dessen Stimme Sie nur durch Hinrichtungen zu unterdrücken vermögen? Was haben Sie aus mir selbst gemacht, den Ihr beleidigender Eigensinn selbst in dem Gefängniß aufsuchte, um ihn zu sehen Ihrem Liebhaber von gestern und den, welchen Sie morgen haben werden, zu stellen? Aus mir, dessen Leben Sie schon entblättert haben, Sie wollen nun auch noch mein Herz verderben?“

Iwan fiel auf das Bett zurück und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Catharina stand aufrecht vor ihm. So verging eine lange Zeit; dann zog die Kaiserin eine kleine silberne Pfeife hervor und führte sie zu ihrem Munde. Einige Augenblicke später trat der Commandant der Festung, allein, mit einem Lichte in der Hand, ein. Er verneigte sich tief.

„Herr Commandant!“ sprach die Kaiserin, „ich kehre nach Petersburg zurück; geben Sie die nöthigen Befehle ... Iwan, leben Sie wohl!“ sagte sie, zu diesem gewendet, mit ihrer eindringenden Stimme.

Iwan antwortete nicht.

Poetisches.

Die Werbung.

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge,
Was ergreifen die mich so? —
Tief gebräunt vom Sonnenbrande,
Roth geglüht von Weinesgluht,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen!
Wilder schlag' das Zimbal du!“
Ruft der Werber, und es klingen
Seine Sporne hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wolkt sein Mund der Pfeife Dampf;
Lauter immer, immer heller
Braust der Instrumente Kampf,
Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn;
Und nie all' die Säbelnarben,
Ehrenröslein, purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft im Blute wusch;
Auf dem Tschako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen:
„Wärest du ein Reiter doch!“
Ruft er, aus mit licht'ren Augen;
„Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen;
Komm und trinke Brüderschaft!“
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.

Doch der Jüngling hört es ſchweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und ſüß umranken,
Still ſein ſchönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu ſein;
Doch berieſeln warme Thränen
Seiner Wangen Roſenſchein.
Außer denen, die da rauſchen
In Muſik, in Werbeswort,
Scheint er Klängen noch zu lauſchen,
Hergeweht aus fernem Ort:
„Komm zurück in meine Arme!“
Fleht ſein Mütterlein ſo bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O ſäume nimmer lang“
Und er ſieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde ſchauern,
Und den Bach vorüberweinen. —
Pochſt du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das ſüße Mahnen
Dich der Liebe heimathwärts?
Alſo ſteht er unentſchloſſen,
Während dort Rekruten ſchon
Zieh'n ins Feld auf ſtinken Roſſen
Luſtig mit Tommetenton.
„Komm in unſre Reiterſchaaren!“
Fällt der Werber jubelnd ein,
„Schönes Leben des Huſaren!
Das iſt Leben, das allein!“
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulſe ſchlagen ſchneller.
Plötzlich zeigt ſich mir im Kreiſe
Eine finſtere Geſtalt,
Tiefen Ernſtes ſchreitet leiſe
Und beim Werber wacht ſie Halt.
Und ſie flüſtert ihm ſo dringend
Ein geheimes Wort ins Ohr,
Daß er, hoch den Säbel ſchwingend,
Wie begeiſtert loht empor.
Und der Dämon ſchwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Muſik
Mächtig an zum ſtärkſten Brande
Mit Geraun' und Geiſterblick,
Aus des Baſſes Sturmgewittern
Mit unendlich ſüßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabſirenen.
Und der Finſtre ſchwebt enteilend
Durch der Lauſcher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend,
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungeſtümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimath ſterben!
Arme Mutter! arme Braut! —
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Biſt auch wohl kein Heldenſohn!
Biſt kein echter Ungarjunge!
Feiges Herz, ſo fahre hin!“ —
Seht, er ſtürzt mit raſchem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glühn —
Hin zum Werber; von der Rechten
Schallt der Handſchlag in den Lüfter;
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert ſich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts ſchleicht das Wild:
Alſo von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart hinab
Still die ſcheue Männerzähre.
Ahnen ſie des Jünglings Ehre?
Ahnen ſie ſein frühes Grab?

Nic. Lenau.

Der zauberiſche Spielmann.

Nachtlich in dem ſtillen Grunde,
Wenn das Abendroth verſank,
Um das Waldſchloß in die Runde
Ging ein lieblicher Geſang.

Fremde waren dieſe Weiſen
Und der Sänger unbekannt,
Aber wie in Zauberkreiſen
Hielt er jede Bruſt gebannt.

Hinter blüh'nden Mandelbäumen
Auf dem Schloß das Fräulein lauſcht—
Drunten alle Bäume träumen,
Wollüſtig der Garten rauſcht.

Und wie Wellen buhlend klingen,
Ringend in geheimer Luſt:
Kommt das wunderbare Singen
An die ſüßverträumte Bruſt.

„Warum weckst du das Verlangen,
Das ich kaum zur Ruh' gebracht?
Siehst du hoch die Lilien prangen?—
Böser Sänger, gute Nacht!

Sieh, die Blumen stehn voll Thränen,
Einsam die Viole wacht,
Als wollt' sie sich schmachtend dehnen
In die warme Sommernacht.

Wohl von süßem rothen Munde
Kommt so holden Sanges Macht—
Bleibst du ewig dort im Grunde,
Unerkannt in stiller Nacht?

Ach, im Wind verfliegt mein Grüßen!
Einmal, eh' der Tag erwacht,
Möcht' ich deinen Mund nur küssen,
Sterbend so in süßer Nacht.

Nachtigall, verliebte, klage
Nicht so schmeichelnd durch die Nacht!—
Ach! ich weiß nicht, was ich sage,
Krank bin ich und überwacht."

Also sprach sie, und die Lieder
Lockten stärker aus dem Thal,
Rings durch's ganze Thal hallt's wieder
Von der Liebe Lust und Qual.

Und sie konnt' nicht widerstehen,
Enge ward ihr das Gemach,
Aus dem Schlosse mußt' sie gehen
Diesem Zauberstrome nach.

Einsam steigt sie von den Stufen,
Ach, so schwüle weht der Wind!
Draußen süß die Stimmen rufen
Immerfort das schöne Kind.

Alle Blumen trunken lauschen,
Von den Klängen hold durchirrt,
Lieblicher die Blumen rauschen,
Und sie eilet süßverwirrt.—

Wohl am Himmel auf und nieder
Trieb der Hirt die goldne Schaar,
Die Verliebte kehrt nicht wieder,
Leer nun Schloß und Garten war.

Und der Sänger seit der Stunde
Nicht mehr weiter singen will,
Rings im heimlich kühlen Grunde
War's vor Liebe selig still.

Buntes und Allerlei.

Ein Duell aus Dankbarkeit.

Die Gräfin Du Barry, galanten Angedenkens, war heiterer Gemüthsart, und von Herzen besser als von Kopf; sie machte oft ihren Einfluß zu Gunsten der Unglücklichen geltend, welche sich das Mißfallen ihres Herrn und Meisters zugezogen hatten, und die Audienzen, die sie in der Nachthaube in ihrem Schloß Luciennes ertheilte, waren ihrer Zeit sehr berühmt.

Ein alter Edelmann aus Burgund, dessen Namen hier verschwiegen sei, kam zu dieser Audienz in schlechtem, abgetragenem, an den Ellenbogen durchlöchertem Gewand, ohne einen andern Schmuck, als den des Ludwigskreuzes, und sagte mit Freimuth und Würde:

„Madame, ich verhungere, und mir wird meine Pension ungebührlicher Weise vorenthalten."

„Mein Herr," sagte die Gräfin: „ich werde mich dafür verwenden, daß man Ihnen die Zahlung leiste."

„Wird man es heute noch thun, Madame? Wenn es bis morgen dauert, so muß ich heute wieder mich hungrig zu Bett legen."

Die Gräfin erbebte. „Mein Herr," sprach sie, „der König hat mir gewisse Gelder zur Unterstützung seiner getreuen Diener anvertraut,

und Sie werden wohl in seinem Namen annehmen, was ich in meinem eigenen nicht wagen dürfte, Ihnen zu bieten." — Mit diesen Worten übergab sie dem Bittsteller fünfzig Louis. Er nahm sie mit sichtlicher Bewegung, öffnete seine Weste, um sehen zu lassen, daß er kein Hemd darunter trage, und ging mit einer tiefen Verbeugung.

An demselben Abend sprach die Gräfin mit dem Herzog von Aiguillon, von dem Ludwigsritter, und der Herzog stellte auf ihre Verwendung denselben als Platzmajor an. Der alte Edelmann kam, sich bei ihr zu bedanken, und war von ihr schon ganz vergessen, als in kurzer Zeit darauf Aiguillon ihr unter vier Augen sagte:

„Ihr alter Schützling fängt saubere Geschichten an. Vorgestern hat er sich wegen einer schönen Frau geschlagen."

„Weßhalb?"

„Man verläumdete sie in seinem Beisein."

„Und wer ist die Dame, welche den alten Mann in solchem Grade begeistert?"

„Sie, Gräfin."

„O mein Gott, er ist doch nicht verwundet?"

„Das nicht. Aber ich mußte ihn absetzen."

„Ich will nicht hoffen."

„Das Gesetz über Alles, Gräfin. Doch seyn Sie ruhig, ich werde ihm eine bessere Stelle geben."

Heinrich von Kleist.

Heinrich von Kleist gehört unbezweifelt zu den hochherzigsten Menschen, die je gelebt haben. Sein hochpoetisches Gemüth, seine Empfänglichkeit für alles Schöne und Edle, seine krankhafte Empfindlichkeit, seine schwärmerische Vaterlandsliebe und endlich seine romantische Herzensgluth hatten ihn in auflösbare Seelen-Kämpfe mit der alltäglichen Welt, in der keiner seiner Wünsche Befriedigung fand, verwickelt.

Die unglückliche Schlacht von Jena, die Niederlagen der Oestreicher in den Jahren 1809, die gänzliche Vernichtung, mit der jedes deutsche Wesen und das Deutschthum durch Napoleons Gewaltschritte bedroht war, hatten seiner heißen Vaterlandsliebe tiefe Wunden geschlagen, die ununterbrochen bluteten. Dazu kam dann seine schwärmerische, reine Liebe zu der Frau des Kaufmanns Vogel in Berlin, welche in einer innigen Vereinigung mit ihm die ersehnte Befriedigung nicht finden konnte. Der gefühlvolle Dichter verfiel in eine tiefe Schwermuth, deren er nicht Herr zu werden vermochte und die er in einsamer Zurückgezogenheit täglich nährte. Die mit ihm in allen Gefühlen sympathisirende Freundin vermehrte diesen Hang noch. Mit der fixen Idee behaftet, sie leide an einem unheilbaren Uebel, ließ sie den Dichter schwören, ihr jeden Dienst zu erweisen, welchen sie dereinst verlangen würde. Er schwur. Sie forderte ihn auf, sie zu erschießen, da sie ihr elendes Dasein nicht mehr ertragen könne, und fügte höhnend hinzu: „Aber das werden Sie nicht thun; in dieser schmachvollen Zeit (1811) giebt es in Deutschland keinen Mann mehr." — „Sie irren!" versetzte Kleist, „ich werde Ihren Wunsch erfüllen." Beide fuhren nach einem öffentlichen Vergnügungsorte bei Potsdam, wo Kleist erst der Dame eine Kugel so sicher durchs Herz schoß, daß kein Blutstropfen floß; dann schoß er sich selbst durch den Kopf. Schrecklich ist es, daß die Sektion der Dame das Resultat lieferte, ihr Körper befinde sich in durchaus normalem Zustande.

Nikolaus Lenau.

Eine der hochpoetischen Naturen, welche eben durch ihre Ueberschwänglichkeiten untergeht, die verkümmern und verkommen, weil sie ihre Gefühle und Empfindungen, ihre Wünsche und Hoffnungen nicht mit der kalten Wirklichkeit in Einklang bringen können, deren ganzes Leben in eine Sehnsucht nach geträumten Idealen verschwimmt, war auch Nicolaus Niempisch von Strahlenau, bekannt unter dem Dichternamen Lenau.

Der kalte Verstand wirft diesen Feuerseelen vor, daß es ihnen an Charakterstärke und innerer Kraft fehle, diese Tugenden sind aber selten mit reicher Phantasie und tiefem, innigem Gefühle verbunden, und ohne diese Eigenschaften würden sie nimmermehr Dichter sein. Lenau war zu Chatod in Ungarn am 18. Juni 1802 geboren. Er studirte in Wien Philoso-

phie, Rechte und Medizin, machte 1832 eine Reise nach Nordamerika, von wo er aber bald zurückkehrte und abwechselnd in Wien, Ischl u. Stuttgart wohnte. 1844 überfiel ihn plötzlich eine gänzliche Geistesverwirrung. Der vorherrschende elegische Charakter der Lenau'schen Poesie war also in der Seelenverfassung di ses tiefsinnigspekulativen, an allen Fibern v. wahrhaftem Weltschmerz zuckenden Gemüthes tief begründet. Die milde Trauer, die durch Thränen lächelnde Wehmuth, der erhabene Ernst, der heilige Dichterzorn, die tiefsinnigen Betrachtungen in seinen Liedern, können als Geschichte seines Seelenzustandes dienen. Was mochte aber diesen Zwiespalt zwischen s iner innern Natur und dem äußern Leben so tief bewegt haben? War es eine angeborne, durch die tief ernste Denkweise vermehrte Krankhaftigkeit seines Organismus, war es die Gegenwart mit ihren schroffen Gegensätzen in Kunst und Leben, deren höchste Interessen seinen Geist ergriffen hatten? Wer vermag die Stürme u. Wetterschläge eines solchen Dichterherzens zu begreifen? — Wer kennt die Schauertöne seiner geheimen Schmerzensregister?

Seine Poesieen sind unsrer ersten Meister würdig, neben ihn sind nur wenige zu wenige zu stellen. Er erinnert an Chamissos Kühnheit. Lebenvolle, geistige Naturanschauung, glänzende Phantasie, frohes Gefühl, Fülle in Ideen und Ausdruck, Kühnheit, Neuheit und Frische in den Bildern, anmuthige Natürlichkeit und jene Sehnsucht, die alle Saiten des Gemüths in Beben versetzt, ohne sie, wie die Byronschen, zu zerreißen, mit einer ungewöhnlichen Gewandtheit in Behandlung der Sprache; dirses sind die ausgezeichneten Eigenthümlichkeiten dieses Dichters. — Welch' edler Geist ging in ihm unter!

Jetzt vegetirt er in der Heilanstalt zu Winnenthal. — Möge sein von ganz Deutschland beklagtes trauriges Geschick eine bessere Wendung nehmen, als bei dem aus langer Geistesnacht zum Urquell allen Lichtes emporgerufnen Dichter des Hyperion.

Lablache ist wegen seiner Zerstreutheit eben so berühmt als wegen seines Talentes. Einst will ihn der König von Neapel sprechen. Er begibt sich in's Schloß und im Vorzimmer, wo er Alle kennt und ihn Alle kennen, bittet er den Hut aufbehalten zu dürfen, weil er den Schnupfen habe. Man umgibt ihn und er sieht sich in ein Gespräch verwickelt, das er eifrig führt, als plötzlich ein Kammerherr ihn benachrichtigt, daß S. Majestät ihn erwarte. In der Eile ergreift er einen Hut, der neben ihm auf einem Tische liegt und hurtig damit fort, steht er vor dem Könige, einen Hut in der Hand und einen auf dem Kopfe. — Was wollen Sie denn mit dem Hute, den Sie in der Hand haben, Caro Lablache! ruft ihm der König lächelnd zu. — Lablache kann den Sinn der Frage nicht begreifen und stutzt. — Ich begreife Sie nicht, erwiedert der König, wozu dient Ihnen der Hut! — Ma Sire! ruft der Bassist, wozu? um ihn aufzusetzen! und als ächter Neapolitaner macht er die Pantomime des Aufsetzens, wobei er seinen Mißgriff bemerkte. — Wie närrisch! rief er lachend — indem er nun in jeder Hand einen Hut hatte — was soll man wohl mit zwei Hüten, wenn man keinen Kopf hat! Seine Majestät beider Sicilien hatte nie auf dem Theater den dicken Buffo so belacht, als hier außer demselben.

Der Geist ist einem glühenden Funken gleich, der, wenn man ihn ruhen läßt, immer in Gefahr ist, von den Schlacken und der Asche, die das Leben absetzt, erstickt zu werden. Man muß ihn also ohne Unterlaß in Bewegung erhalten; in der Jugend, damit sie nicht absterbe. Die Einförmigkeit, die dem alternden Körper so zuträglich ist, ist für den Geist durchaus tödtlich.

Neue, kühne, begeisternde Ideen erzeugt nur ein heller Kopf, der über einem glühenden Herzen steht. Der köstlichste Wein gedeiht auf Vulkanen.

Der schöpferische Geist strömt, wie der Nil, aus unbekannten und geheimen Quellen hervor, bricht sich Bahnen durch Felsen und über Gebirge hin, befruchtet die Gegenden, die er durchzieht, mit wunderbarem Reichthum, ver-

mehrt endlich, wenn er sich aus zahllosen Mündungen ergießt, das Meer der Wissenschaft.

Im Jahre 1793, als der Spektakel in Frankreich so recht im Gange war, konnte man auf die leichteste Weise sein Ehebündniß lösen. Hatte der Mann oder die Frau einen neuen Gegenstand ihrer Zuneigung gefunden und wollten sie frei in dieser Beziehung schalten, so machten sie sich eine vertrauliche Mittheilung darüber und gingen zusammen zum Maire, dem sie vorstellten, daß sie sich nicht mehr leiden könnten, und sogleich sprach dieser die Scheidung aus. Die Ferme war alsdann: wegen Unvereinbarkeit der Laune (pour cause d'incomptabilite). Schlecht Witzmacher, die auch jener trostlosen Zeit nicht abgingen, nannten das: Scheidungen aus Zuneigung (divorces d'inclination).

Einer der merkwürdigsten, beherztesten und kühnsten Seefahrer, die je existirt, ist wohl Capt. John Roß, der Aeltere. Der 70jährige Greis hat vor etwa 18 Monaten eine abentheuerliche Reise von Petersburg nach London in einem gewöhnlichen Meerkahne vollbracht, der nur mit 5 Mann besetzt war. Im Sunde traf der mit den heftigsten Wogen-Brandungen Kämpfende ein dänisch. Kauffartheischiff, welches annahm, daß der Kahn die Mannschaft eines verunglückten Schiffes enthalte und fuhr auf denselben zu, um diese zu retten. Auf die Anfrage durch ein Sprachrohr: „Wer da und woher?" erfolgte die Antwort: „Capt. Roß auf der Reise von Petersburg nach London!" Man suchte den alten Seehelden zu bereden, ans Schiff zu kommen und mit diesem bequem nach London zu fahren, aber vergebens. Er meinte, daß er früher nach London gelangen werde, als der Schooner, nahm einige Erfrischungen an und setzte seine verwegene Reise fort. —

Eine neue Expedition nach dem Nordpole. Capitain Roß, ein Neffe des durch seine Entdeckungsreisen in den Polargegenden rühmlichst bekannten Seefahrers gleichen Namens, hat kürzlich der brittischen Regierung einen neuen Plan zu einer Expedition nach dem Nordpole vorgelegt. Bekanntlich gibt es in den Polarkreisen nur zwei Jahreszeiten: Sommer und Winter. Während 5 — 6 Monaten deckt Nacht, nur durch den Widerschein des Nordlichts erhellt, diese öden, menschenleeren Regionen und das Meer, das zur Zeit des kurzen, aber heißen Sommers mit Bergen und Feldern schwimmenden Eises bedeckt ist, überzieht sich dann mit einer viele Fuß tiefen Eis- und Schneedecke. Capt. Roß beabsichtigt, mit der ihn begleitenden Mannschaft gegen Ende des Sommers auf der Insel „Spitzbergen" zu landen und auf dieser blos von Eisbären und dem schwarzen Fuchse bewohnten Insel den Eintritt des arktischen Winters abzuwarten, um sodann vermittelst Schlitten über das Eismeer bis zu der Inselgruppe vorzudringen, die sich, dem Vermuthen nach, gerade am Nordpol selbst befinden soll. Der Plan ist außerordentlich kühn und man muß wahrhaft den Muth eines Mannes und seiner Gefährten bewundern, die sich blos zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke so weit in die schaurigen, todesstarren Einöden des äußersten Nordens wagen, wo die Kälte so entsetzlich ist, daß selbst das Quecksilber gefriert u. der Mensch Gefahr läuft, Ohren und Nase zu verlieren, wenn er sie nur eine Minute lang der freien Einwirkung der Luft ausgesetzt, anderer Drangsale gar nicht zu gedenken.

Welche Art Thiere zum Ziehen der Schlitten bestimmt sind, finden wir nicht angegeben, wahrscheinlich sind es Hunde oder Rennthiere. Wie es möglich sein wird, auf die Dauer der Reise den Unterhalt für dieselben herbeizuschaffen, wissen wir zwar nicht, jedoch scheint Capt. Roß dies Alles wohl erwogen zu haben, denn die brittische Regierung, die nicht gewohnt ist, chimärischen Unternehmungen ihren schützenden Arm zu leihen, hat seinem Plane ihre Genehmigung ertheilt und bereits Befehl gegeben, den Capitain aus den kön. Arsenalen mit Allem zu versehen, was er zur Förderung seines Vorhabens für dienlich erachten mag.

Gelingt es dem kühnen Manne, seinen Plan wirklich durchzuführen, so darf sich die Wissenschaft eine reiche Ausbeute versprechen.

Bibl. of Wm. Siebert (ba...)